1876.

Neue Monatshefte

für

Dichtkunst und Kritik.

Herausgegeben

von

Oscar Blumenthal.

IV. Band. Heft 5.

Leipzig,

Ernst Julius Günther.

1876.

November 1876.

Inhalt.

	Seite
Drei Weihnachtsmärchen. Von August Becker . . .	361
Aus der italienischen Dramatik. Von Woldemar Kaden .	386
Wie ich Feuilleton studirte. Von Hans Wachenhusen . .	396
Sonette. Von Emma Klingenfeld	400
Benjamin Disraeli als Romancier. Von F. Groß .	402
Pariser Theaterbriefe. Von Gottlieb Ritter .	408
Aesthetische Anregungen. Von Hans Herrig . .	418
Die Volks-Epik der Serben. Von Ludwig Kuhls	426
Kritische Rundblicke	435
Emanuel Geibel und Felix Dahn. Von Wilhelm Bennecke.	
Dialectpoesie. Von Max Vogler	
Neues von Mirza-Schaffy. Von Oscar Blumenthal.	
Miscellen	440
Aus unserer Briefmappe. Von Dr. W. Lebinski .	442

Die „Neuen Monatshefte" erscheinen regelmäßig am Ende jedes Monats im Umfang von mindestens 6 Bogen Lex. eleg. geh.

Der Jahrgang besteht aus 2 Bänden zu je 6 Heften.

Preis pro Band 6 Mark; pro Quartal 3 Mark; pro Heft 1 Mark.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Drei Weihnachtsmärchen.

Von **August Becker.**

Jäckchen auf dem Schlitten.

Es war einmal ein kleiner Knabe, den Du nicht gekannt hast, und der war krank. Er hieß Jäckchen, und seine ältere Schwester Annchen war schon klüger als er, ließ es ihm aber nicht merken; denn sie hatte das arme Jäckchen, das schon den ganzen Winter über krank im Bette lag, lieb, wich nicht von seiner Seite und erzählte und sang ihm vor. Auch Vater und Mutter saßen oft am Bett und hatten Angst, wie alle Eltern um die kranken Kinder bange haben. So kam Weihnachten herbei; das Tannenbäumchen glänzte helle wie sonst und hing voll herrlicher Früchte. Aber das gute Jäckchen sprang nicht wie sonst fröhlich um den prächtigen Christbaum, sondern ließ sich alle die schönen Bescheerungen vors Bett bringen. Darunter war ein neuer Schlitten, der das Jäckchen am meisten freute. Unter das Bett mußte der neue Schlitten gebracht werden, und stand da bis zum Sylvesterabend, der das alte Jahr beschließt. Da saß Annchen mit dem Vater bei ihrem kranken Brüderlein, und während es vor den Fenstern schneite und stob, fragte Jäckchen immer wieder:

„Darf ich denn heute nicht hinaus, Schlitten fahren?"

„Nein," sagte der Vater darauf, „Du bist ja krank. Wenn Du aber wieder gesund bist, dann darfst Du alle Tage im Winter nach der Schule auf dem Eise fahren!" —

„Wann werde ich denn gesund?" fragte das Jäckchen.

„Sobald es der liebe Gott im Himmel will!"

„Der liebe Gott will aber lange nicht!" sagte das Jäckchen. „Weiß er denn, daß ich so gerne Schlitten fahren möchte? und daß ich einen neuen Schlitten habe?"

„O sicherlich weiß er das, denn er weiß ja Alles und sieht Alles vom Himmel herab wo es noch schöner ist, als der schönste Christbaum, wo Jedermann glücklich und Niemand krank ist."

„Ich möchte einmal in den Himmel, — ich möcht' in den Himmel!" sagte darauf das kranke Jäckchen und sah gedankenvoll in die Höhe.

„Wenn Du immer den geraden Weg gehst, so kommst Du in den Himmel!" erwiderte der Vater.

Jäckchen aber fragte: „Den ganz geraden Weg? Warum denn nicht auch den krummen?"

„Weil der Dich irre führen könnte. Geh' nur immer auf dem geraden Weg, Jäckchen."

„Ich darf aber wohl auch fahren," meinte Jäckchen. „Ich kann ja jetzt nicht gehen."

„Nun, es hat ja auch noch Zeit; Du bist ja noch viel zu klein, Jäckchen," meinte der Vater.

Aber Jäckchen fragte: „Warum hat mir denn das Christkindlein den neuen Schlitten gebracht, wenn ich nicht in den Himmel fahren darf?" —

Der Vater hatte sich umgewendet, als Jäckchen dies mit leiser Stimme fragte und sich dann 'still ins weiche Bettkissen zurücklehnte. Es war warm im Zimmer, vor dem Fenster aber glitzerte das Eis und man hörte den Schnee unter den Füßen der draußen gehenden Leute krachen. Vor dem Bette stand jetzt die Schwester allein und sagte:

„Jäckchen, leg Dein Köpfchen hin und schlafe; dann wirst Du wieder gesund."

Und Jäckchen wollte schlafen, allein es konnte nicht; der Kopf war ihm so heiß und es dachte nur immer wieder an seinen Schlitten. Die Schwester aber summte ihm leise vor ein Liedlein nach dem andern, wie sie die Kinder singen. Und sie summte immer leiser und zuletzt in aller Stille auch das:

„Schlaf, Kindlein, also wohl,
Daß Dich unser Herrgott hol'
Auf einem goldnen Schlitten,
Nimm Deine Mutter inmitten,
Setz' den Vater hintendrauf,
So fahren wir zum Himmel 'nauf."

„Ach ja, käme doch der liebe Gott mit seinem goldenen Schlitten, ihr dürftet alle mitfahren!" sagte das Jäckchen, wie im Traum leise vor sich hin.

Annchen aber erwiderte: „Du hast ja Deinen Weihnachtsschlitten!"

Jäckchen war wieder ruhig und lag da mit verschlossenen Augen, still, als ob es schliefe. Aber es hatte wohl gehört, was die Schwester sagte, und sann darüber nach — noch im Traum, indeß Annchen, da das Brüderchen so still geworden war, sich wieder an ihre Arbeit setzte. Es war so gar stille im warmen Zimmer; kein Mäuschen rührte sich, damit Jäckchen gut schlafen und träumen könne. Und Jäckchen schlief und träumte.

Auf einmal schien es dem kranken Jäckchen, es wäre ganz gesund. Es reckte den Kopf empor und sah sich um. Die Schwester kehrte ihm den Rücken, saß ruhig am Fenster und stickte oder sah hinaus, wo die weißen Flocken langsam durch die kalte Luft herabsanken und am Fenster spielten. Da stieg Jäckchen leise auf, glitt aus dem Bette auf den Boden, zog schnell die wärmsten Kleider an, holte dann den Weihnachtsschlitten unter dem Bette hervor, setzte sich darauf und sagte:

„So, jetzt nur immer den geraden Weg, — ich fahre gegen Himmel!"

Nun war das ein eigener Schlitten, auf welchem das Jäckchen saß, — man brauchte ihn nicht fortzuziehen oder zu stoßen, — sobald man nur auf ihm saß, ging er von selbst, wie mit Pferden bespannt dahin — bergauf bergab, daß es eine Lust war. Bald war Jäckchen unten auf der Gasse, Niemand aus dem Hause sah es. Jetzt ging es lustig auf der langen Straße hinab, zwischen den Leuten und Wagen dahin, und überall wichen diese zur rechten Zeit aus.

„Das ist schön von den Leuten und Pferden," dachte das Jäckchen, indem es dahinfuhr. „So komm' ich doch stets den geraden Weg."

Und fort ging es auf der Straße hinunter. Jäckchen's Haar flatterte im Winde und die zarten Schneeflocken legten sich auf seinen Scheitel. Jäckchen jauchzte auf, als

es so lustig dahinging, die Gasse hinab, zum Thor hinaus und ins freie, verschneite Feld, über das der Wind die Flocken trieb. Dort wo es sanft abwärts den Hang einer Anhöhe hinunter ins Thal ging, hörte jetzt Jäckchen fröhliches Rufen, Jubel und Jauchzen von Kinderstimmen. Wie der Blitz, so hurtig fuhren da viele kleine Schlitten den Berg hinab und Knaben und Mädchen saßen darinnen. Andere fuhren mit Schlittschuhen auf dem Eise dahin, noch andere warfen einander mit Schneeballen, und alle waren glücklich und fröhlich.

„Da muß der Himmel sein!" dachte Jäckchen, als er endlich zu den jubelnden Kindern gelangt war. Er hielt seinen Schlitten an und sah eine Zeit lang zu. Dann fragte er eines der Kinder, das eben laut lachend aus dem Schnee sich erhob, indem es vom Schlitten herab gefallen war:

„Hör' Kamerädchen! Gelt, hier seid Ihr im Himmel?"

„Ei ja!" meinte das Kamerädchen. „Wir sind lustig, als wären wir im Himmel. Aber der Himmel ist noch weit von hier."

„Dann muß ich wohl noch lange fahren?!" fragte Jäckchen.

„O ja, noch ziemlich lange," meinte das Kamerädchen, „noch ziemlich lange, wenn Du dahin willst. Aber bleibe doch lieber da bei uns!"

„Nein," sagte Jäckchen, „ich muß auf dem geraden Weg weiter. Ich muß eilen, daß ich den Himmel erreiche!" —

Und fort fuhr das Bübchen schnell wie der Wind über das Schneefeld dahin und ließ die Stadt, die jubelnden Kinder und die fliegenden, krächzenden Raben weit hinter sich. Als er so über Berg und Thal fuhr, war es schon Abend geworden. Da, wo die Sonne unterging, lag das Firmament purpurroth über der weißen Erde, und die Schneewolken kamen wie Rosen gefärbt daher. In den hellen Glanz reichte aber dunkel die Spitze eines Kirchthurms, denn Jäckchen war jetzt vor ein Dorf gekommen. Friedlich lagen die Hütten da, die weit herabhängenden Strohdächer voll Schnee; Eiszapfen hingen an der Dachtraufe, daß der Mond, der roth und hell aufgestiegen war und die Sterne, die um ihn am Himmel standen, darinnen glitzerten. Wie Demantsteine hingen die Eiszapfen da. Rechts aber vom Brunnen stand eine Hütte, durch deren Fenster ein heller Lichtschein auf die Gasse fiel. Man konnte durch das Fenster sehen, und Jäckchen hielt und sah hinein. Drinnen war es so still und freundlich im warmen Stübchen; das Feuer im Ofen knisterte, die Wanduhr tikte, die Katze schnurrte und knurrte und spann darauf los, gleich einem Spinnrädchen, an welchem ein schönes Mädchen saß und das Rädchen drehte. Ihr Haar war so blond und fein, wie der Flachs, den sie von der Kunkel zupfte. Neben ihr saß ein junger Bursche und sah ihr freundlich ins Gesicht, — die beiden waren Brautleute und unterhielten sich vom Hochzeitstag und künftigen Zeiten. Sie waren von Herzen glücklich, das konnte man ihnen ansehen. Und Jäckchen dachte:

„Hier muß der Himmel sein."

Jäckchen klopfte leise an das Fenster und sagte:

„Macht mir auf und laßt mich auch in den Himmel!" —

Da schauten die beiden Brautleute einander lächelnd an, der Bursche trat aber ans Fenster und erwiderte:

„Ja, liebes Kind, recht gerne lassen wir Dich herein. Wir sind hier so glücklich und selig, daß wir im Himmel zu sein meinen. Aber wenn Du in den wirklichen Himmel willst, mußt Du noch weiter fahren!" —

Da sagte das Bübchen:

„So? Dann will ich mich eilen, damit ich zu rechter Zeit noch ankomme. Ade!“ —

Und da fuhr nun das Büblein wieder fort, und sein Schlitten trug ihn durch die Nacht dahin über Berg und Thal und über einen breiten, zugefrorenen Strom. Eine große Stadt lag drüben, von welcher her alle Glocken feierlich durch die Nacht daher tönten. Die Straßen, durch welche Jäckchen jetzt hinfuhr, waren beleuchtet und aus einer Nebenstraße wogte eine große Menschenmenge daher. Der Schein von vielen hundert Fackeln warf ein grelles Licht auf die hohen alterthümlichen Giebel und die Menschenmasse, über deren Köpfe hin sich der dicke Rauch wälzte gleich schweren Wolken. Jäckchen hielt an, bei sich überlegend, was das sein möge. Da sah es vor sich ein großes Haus festlich beleuchtet. Hinter den Fenstern stand ein schön gekleideter Herr von edelm Aussehen, der eine schöne Frau an der Hand hielt, während einige Kinder sie umstanden. Vater und Mutter und Kinder — eine glückliche Familie.

Jetzt war der Fackelzug herangekommen und hielt vor dem Hause, — die Musik rauschte mit lauten Klängen in den Jubel der Menge und in den Gesang der festlich gekleideten Männer. Dann war Alles still. Einer aber trat vor und sprach zu dem Fenster empor, wo jener Herr mit Frau und Kindern stand. Jäckchen konnte es wohl verstehen, was er sagte. Der Mann sprach den Dank der Bürger dieser Stadt ihrem würdigen Vorstande aus für die vielen großen Verdienste, die sich derselbe so lange Jahre und auch im verflossenen um Stadt, Bürger und Vaterland erworben habe. Er überreichte ihm dann einen silbernen Ehrenpokal als Angedenken dieses Sylvesterabends. Dann aber durchschütterte die Luft der Jubelruf der Menge, die den Geehrten hoch leben ließ. Die Frau oben am Fenster weinte Thränen der Freude, die Kinder aber lächelten, und ihr Vater trat vor und dankte mit gerührten Worten den Bürgern der Stadt, die ihn so sehr ehrten. —

Jäckchen sah das Alles mit großer Theilnahme und fühlte, wie glücklich der Herr dort am Fenster sein müsse.

„Die lieben Leute sind gewiß im Himmel!“ dachte er und lenkte seinen Schlitten gerade vor das Thor des Hauses. „Ich will hinein, da ich immer den geraden Weg gefahren bin!“ —

Am Thor stand der Pförtner in buntem Kleide. Er war nicht so grob und barsch gegen Kinder, wie die Pförtner gewöhnlich sind.

„Was willst Du, Kleiner?“ fragte er. —

„In den Himmel, zu Eurem Herrn,“ sagte Jäckchen. „Der ist sicher heute im Himmel.“

„Allerdings,“ sagte der Pförtner, „ist es eine Art Himmel, wenn man den Lohn und die Anerkennung für treue, redliche Dienste und unermüdliche Amtsverwaltung findet. Aber der rechte Himmel liegt doch noch ferne, den hast Du noch nicht erreicht, lieber Kleiner!“ —

„Dann will ich mich recht sehr eilen!“ sagte Jäckchen und fuhr weiter durch die Straßen der belebten Stadt und durch das Thor wieder hinaus in die stille Winternacht. —

Fort ging es über den bleichen Schnee wie mit der Eisenbahn durch einen großen, dicken Wald. Alle Bäume hingen voll Reif und die Tannen voll Schnee. Es war so still im Walde, wie in der Ewigkeit, als so das Jäckchen dahinfuhr und bei sich dachte:

„Jetzt werd' ich aber doch bald im Himmel sein! Ich kann ihn doch nicht wohl verfehlt haben, da ich immer die gerade Straße gefahren bin.“

Allein der Wald war lang und breit, still wie im Grabe ringsum. Endlich schimmerte dem kleinen Schlittenfahrer Licht entgegen. Der Weg führte gerade darauf hin, — konnte es doch leicht das Ziel seiner Reise sein. Endlich hielt er vor einem einsamen Hofe, vielmehr er fuhr geraden Wegs durch das Thor hinein. In der Stube drinnen war es warm und gemüthlich. Ein uralter Mann mit wenigen eisgrauen Haaren um den Scheitel saß im Strohsessel, neben ihm eine ebenso alte, freundliche Frau. Es war Großvater und Großmutter, und um sie her und auf ihren Knieen spielten viele fröhliche Kindlein und streckten wie kleine Engel den beiden alten Leuten die Händchen entgegen. Ein junger Mann und eine junge Frau standen ebenfalls da, jedes hatte ein Kindlein auf den Armen, das dem Großvater und der Großmutter zulallte. Selbst die Katze kam unterm Ofen hervor und rieb sich schmeichelnd am Fuße des Großvaters. Die helle Gottesfreude glänzte aus den Augen der beiden alten Leute; denn ihre Kinder und Enkel gratulirten ihnen zum neuen Jahre und thaten Alles, was ihr Alter fröhlich und selig machen konnte.

„Jetzt bin ich doch endlich am rechten Orte angekommen!“ sagte Jäckchen zu sich selbst, indem es in großer Freude durch das Fenster die Fröhlichkeit des schönen Familienfestes am frühen Neujahrsmorgen mit ansah. „Hier ist ganz gewiß der Himmel und hier will ich auch bleiben.“

Darauf pochte es an die Thüre. Allein in ihrer lauten Freude hörten ihn die Leute nicht. Nun trat er ungeladen ein und sah unbeachtet die Freude noch eine Weile mit an. Endlich bemerkte ihn der Großvater und fragte:

„Wer bist Du, lieber Kleiner?“

„Jäckchen, das in den Himmel will. Ich bin immer den geraden Weg gefahren, darum laßt mich jetzt bei Euch im Himmel verweilen!“ —

„Recht gern lassen wir Dich bei uns verweilen,“ sagte der alte Mann und sah ihn gerührt an. „Bleibe bei uns, wenn es Dir gefällt. Wir sind allerdings in einem Himmel auf Erden. Doch der rechte Himmel wartet noch unser, und dies ist nur ein Vorgenuß seiner Freuden.“ —

„Ach, so will ich mich eilen, daß ich in den rechten Himmel komme!“ sagte Jäckchen. „Ich kann nicht bei Euch bleiben. Aber sagt mir nur, hab' ich noch weit von Euch zum Himmel?“ —

„O nein, nicht mehr weit!“ sagte der Alte. „Wir, ich und die Großmutter, sind jetzt achtzig Jahre alt. Die nächste Station ist der Himmel, wohin uns der Postillon Gottes bald bringen wird.“

„Wo ist der Postillon, von dem Ihr sprecht?“ fragte Jäckchen.

„Ich glaube, er wartet schon draußen vor der Pforte.“

„Wird er mich auch mitnehmen?“

„Wenn Du solche Sehnsucht nach dem Himmel hast, sicherlich! Aber es wäre noch zu frühe für Dich!“

Doch Jäckchen wollte nichts davon hören, daß er noch warten müsse, sondern sagte: „Ade, ihr lieben Leute,“ ging hinaus, setzte sich wieder auf den Schlitten und fuhr davon in den dunklen Wald. —

Da sah er einen finstern, schweigsamen Mann im Wege stehen, als ob derselbe auf Jemanden warte. Er war dicht in einen Mantel gehüllt, so daß man sein Gesicht kaum sehen konnte. Der Schnee lag ihm aber auf der Hutkrempe, und sein Mantel selbst war überschneit. Als Jäckchen nun so dahinfuhr, rief der Schweigsame:

„Halt, wer bist Du und wohin willst Du?“ —

„Ich bin das Jäckchen mit dem Weihnachtsschlitten und will in den Himmel!“

„Was hast Du für ein Recht auf den Himmel?“ fragte der Finstere. —

„Ich bin immer den geraden Weg gefahren!“ sagte Jäckchen. „Jetzt fahr' ich auf der letzten Station, — lieber Freund halte mich nicht auf.“

„Hier darf Niemand ohne meine Erlaubniß und ohne mein Geleit fahren,“ sagte jetzt der Finstere.

„So!“ meinte das Jäckchen. „Wer bist Du denn?“

„Der Kutscher Gottes, der die Menschen auf dem letzten Wege fährt.“

„Wie heißt Du denn?“

„Gevatter Tod!“

„Hui, das ist ein schauerlicher Name. Willst Du mich nicht vorbeischlüpfen lassen? Da drinnen im Hofe erwartet man Dich schon!“

„Das geht nicht,“ sagte der finstere Mann mit hohler Stimme. „Aber ich will Dir etwas sagen, Jäckchen. Weil Du ein so kleiner Junge bist und doch schon so große Sehnsucht nach dem Himmel hast, will ich Dich wohl auf Deinem Schlitten weiter passiren lassen und blos neben Dir bis zur Himmelsthüre herschreiten, ohne Dich in meine schwarze Kutsche zu nehmen. Am Himmelsthore magst Du aber zusehen, ob Dich St. Peter hineinläßt.“

„Gut!“ sagte Jäckchen. „So sei es!!“

Und wie der Blitz fuhr nun der Schlitten mit dem Jäckchen auf schwarzem, dunkeln Wege fort, stets bergan und der Finstere nebenher. Nur hie und da zeigte sich ein feuriges großes Licht in weiter Ferne, und wenn Jäckchen fragte, was da so glänze, so sagte ihm der Gevatter Tod, das seien Sterne, Monde und Fixsterne. Stets höher empor ging so der Weg, an den Sternenkreisen vorüber, ein stiller, dunkler Weg, — es war ja der Weg der Ewigkeit. Und weiter oben kamen wieder Sterne und kreisten umher gleich ungeheuren Feuerkugeln, und dann gings mitten durch die Finsterniß der Ewigkeit auf einem lichten Weg, — ich glaube, es war die Milchstraße, die man von hier unten in hellen Nächten sieht. Endlich zeigte sich ein ungeheures prächtiges Thor, von blauen Diamanten aufgebaut und Jäckchen staunte.

„Das ist die Pforte des Himmels!“ sagte der Tod. „Steig ab, klopf' an und sieh zu, ob Du eingelassen wirst. Ich will wieder in den Wald vor den Bauernhof zurück, wo die beiden Alten meiner warten.“

Und damit verschwand der schweigsame Begleiter von der Seite Jäckchens. Der Knabe aber war herzlich froh, endlich am Ziel zu sein und pochte dreimal an.

„Wer da?“ rief innen St. Peter.

„Jäckchen mit dem Weihnachtsschlitten!“

„Was will Jäckchen mit seinem Schlitten hier?“

„In den Himmel!“

Da schloß St. Peter mit einem großen Schlüssel das Himmelsthor auf und trat heraus und sah unserm Jäckchen streng ins Gesicht, so daß es beinahe Furcht bekam.

„Wie bist Du hieher gekommen?“ fragte jetzt St. Peter.

„Auf meinem Schlitten und stets auf dem geraden Weg!“

„Dann fahr' nur auf dem geraden Weg und auf Deinem Schlitten wieder heim,“ sagte St. Peter, indem er das Himmelsthor wieder verschließen wollte.

Jäckchen aber sah fast mit weinenden Augen drein, und dies rührte den Himmelspförtner.

„Liebes Kind," sagte er, „Du hast größere Sehnsucht nach dem Himmel, als selbst die ältesten Leute. Ich wollte Dich auch gerne hereinlassen, wenn ich dadurch drei Menschenherzen nicht bitterlich betrüben würde, und wenn mir nicht däuchte, Du solltest Dir erst die verschiedenen Himmel auf Erden verdienen. Ich will Dich nun selbst entscheiden lassen, — wirf einen Blick vorwärts durch dieses Thor und dann einen rückwärts in Deine Heimath auf Erden." —

Damit sperrte St. Peter das Himmelsthor weit auf, und Jäckchen schaute mit einem verlangenden Blick hinein. Drinnen war es so schön, daß es sich nicht beschreiben läßt, darum schweige ich lieber darüber, nur das sei ehrlich mitgetheilt, daß Jäckchen viele Engel sah, die jubilirend einher wandelten, auch ältere Leute sah er wohlvergnügt und wie neuverjüngt über die Himmelswiese schreiten. Aber sein Vater und seine Mutter und sein Schwesterchen waren nicht darunter. —

Jetzt mußte er auch den Blick abwärts zur Erde richten. Und so sah er weit, weit hinab, daß ihm fast schwindelte. Da erkannte er an den Thürmen seine Vaterstadt, und bald fand er sein Vaterhaus aus den übrigen heraus. Durch das Fenster fiel ein bleiches Licht auf die Straße. Weil er aber so genau hinschaute, konnte er durch das Fenster in die Stube sehen, wo sein Bettlein stand. Und was sah er? Vater und Mutter standen da gar traurig und betrübt vor dem Bette und weinten, und Annchen, seine Schwester kniete vor dem Bette und hatte den Kopf in die beiden Hände gelegt. Durch die Finger aber flossen der Schwester heiße Thränen. Und unserem Jäckchen war es, als fielen sie ihm auf das Herz, wie glühende Tropfen. Und als er horchte, hörte er seinen Namen nennen und wie lieb sie ihr Jäckchen gehabt hätten, das nicht auf Erden bei ihnen habe bleiben wollen. So fern es war und so leise die Worte heraufklangen, ging es unserm Jäckchen doch zu Herzen.

„Nun," sagte St. Peter, „erwähle! Willst Du in den Himmel und Deine Eltern und Deine Schwester um Dich weinen und klagen lassen, — oder willst Du wieder heim und fröhlich mit ihnen leben und warten, bis Gott der Herr Dich zu sich abruft!"

„Ach!" sagte Jäckchen, „ich möchte wieder heim und sie trösten, daß sie nicht mehr weinen!"

„Nun, so fahre getrost wieder heim," sagte St. Peter, „und komme nicht eher wieder vor das Himmelsthor, als bis Du zur rechten Zeit gerufen wirst. Dann bringt Dich unser Postillon schon her in seiner schwarzen Kutsche!"

Jäckchen ließ sich das nicht zweimal sagen. Es setzte sich auf seinen Schlitten und wie der Blitz fuhr er dahin über die Milchstraße an der Himmelswand hinab. Die goldenen Sterne tanzten um ihn wie sprühende Funken, — aber er achtete es fast nicht, sondern sah nur immer hinunter nach seiner Eltern Haus. Es ging so reißend schnell, daß er es kaum bemerkte, als eine schwarze Kutsche mit schwarzen Pferden bespannt an ihm vorüberfuhr; Großvater und Großmutter saßen darin, die lächelten im seligen Schlaf. Der Kutscher auf dem Bocke aber war der finstere Gevatter Tod. Als er das Jäckchen auf dem Schlitten daher eilen sah, dachte er sich, wie es zugegangen sein mochte und um den Knaben auf seiner Rückreise nicht aufzuhalten, wich er aus an die Seite des Wegs. Da aber fuhr Jäckchen rasch abwärts der Erde zu; schon war der Mond

hinter ihm und schaute ihm verwundert nach; schneller als auf der Eisenbahn ging es steil abwärts auf der Straße vom Himmel zur Erde.

Endlich langte Jäckchen daheim an und fuhr leise durch die stillen Straßen der Stadt am frühen Morgen des Neujahrstages dahin und dann ungesehen durch die Pforte seines elterlichen Hauses. Diener und Mägde kamen an ihm vorüber und erkannten ihn nicht. Sie schluchzten alle.

„Warum weint Ihr denn?" fragte das Jäckchen.

„Ach," sagten die guten Leute, „unser Jäckchen ist von hinnen! Das gute, junge Jäckchen mußte schon diese Welt verlassen. Das böse Fieber hat ihn verzehrt!"

Jäckchen sagte nichts, um sich nicht zu verrathen. Aber es war selbst gerührt, als es alle Leute so um sich weinen sah; es hätte sich selbst beinahe beweint und betrauert. Leise schlich es jetzt vor die Thüre. Innen war es stille geworden. Es machte die Thüre auf; das Licht brannte bleich und trübe; am Fenster saßen die Mutter und Schwester und schliefen, denn ihre Augen waren ihnen vom Weinen schwer geworden. — Da schlich sich Jäckchen ans Bett, stellte den Schlitten unter dasselbe, legte sich auf die Kissen und deckte sich zu. Es dauerte nicht lange, so kam der Vater wieder herein. Er hatte einsam und im Stillen geweint und hielt jetzt ein großes weißes Tuch in den Händen. Nun weckte er leise die Mutter und Tochter und sagte:

„Wollen wir unserm lieben Jäckchen den letzten Liebesdienst thun. Ach, das gute Kind ist jetzt im Himmel, wohin es stets so große Sehnsucht hatte. Ach, wäre es doch noch bei uns geblieben!"

Da öffnete das Jäckchen seine Augen, die ganz müde von der langen Reise waren und rief:

„Ich bin wieder bei Euch und will bei Euch bleiben lange, lange Jahre, bis mich Gott abrufen läßt. Weinet nicht mehr, liebe Eltern und betrübe Dich nicht, lieb Schwesterchen, ich bin wieder da, lebendig. Ich war vor dem Himmelsthor, aber St. Peter hat mich umkehren heißen, bis ich den Himmel verdient habe. Glück zum neuen Jahr!"

Da hätte man die Freude und das Frohlocken der Eltern und des Schwesterchens sehen und hören sollen, als Jäckchen sich also vernehmen ließ, während sie es schon im Himmel glaubten. Da zündeten sie nochmals den Christbaum an, der von Weihnachten her in der Stube stand, und mit ihnen freute sich Jäckchen selbst, als wäre es im Himmel.

Als es aber wieder gesund geworden war, fuhr es gleich andern Kindern Schlitten auf dem Schnee und Eise vor der Stadt, allein so weite Reise wie in jener Nacht machte Jäckchen nicht mehr. Wohl ging Jäckchen später im Leben stets den geraden Weg als ehrlicher, redlicher Mann, — er ward groß und nahm eine Frau zu seiner Eltern Freude, ward ein hochgeachteter Bürger, der sich um die Stadt viel Verdienste erwarb und in großes Ansehen kam, ward Großvater und nahezu achtzig Jahre alt. Da war seine Lebensreise vollendet, eben auch als ein Traum. Er war müde und schwach geworden und durfte sich jetzt wohl nach dem Himmel der Ewigkeit sehnen. Nun ließ ihn Gott der Herr auch nicht mehr lange warten und rief ihn in der Neujahrsnacht ab. Der alte Tod kam ihm nicht als Feind, und fuhr ihn rasch der Pforte des Himmels zu. Und als sie vor das Thor der Ewigkeit kamen, trat St. Peter heraus, erkannte ihn und sagte, treuherzig ihm die Hände schüttelnd:

„Ei, grüße Dich Gott, mein lieber Freund. Sei willkommen hier! Du hast Dir

jetzt den Himmel redlich verdient und darfst nun ohne Schmerz zurückschauen ins Erdenleben. Komm herein! Glück zum neuen Jahr — zum neuen Leben!" —

Da ging er auch wohlgemuth hinein und ist mit St. Peter gut Freund dort oben. Wenn Du einmal später selbst hinauf kommst, so grüße ihn von mir. —

Christkindlein bäckt.

Es war schon spät im Jahre, lange nach Allerheiligen, und dennoch war das Wetter hell und freundlich. Die Sonne glänzte wie um Johanni, und zarte, weiße Fäden hingen in der Luft, flogen langsam über die Flur, gleich Blüthenflocken, und umspannen Baum und Gebüsch wie mit Seide. Auch den Bauer, der dort auf der Anhöhe pflügte, umwob das luftige Gespinnst, als sollte er mit einem Feenschleier umstrickt werden. Fast träumerisch sah denn auch der Landmann nicht selten vom Pfluge weg in den sonnigen Spätherbsttag hinein, und über die Feldflur und das Wiesenthal hinan nach den nahen Wasgaubergen, die in ihrer braungrünen Farbe sich dunkel über das hellbeleuchtete Land erhoben.

Weiter hinan im Wiesenthale — das droben, wo die Thürme von Klingenmünster am Schloßberge emporragen, aus dem Wasgaugebirge tritt und zur Rheinebene hernieder zieht, stiegen zwischen den Bachweiden blaue Rauchsäulen auf; Kinder, die das Vieh weiden ließen, hatten sich ihre Feuerlein angezündet, saßen dabei, um sich Kartoffel, Aepfel und Kastanien zu braten, oder hüpften fröhlich singend umher, während die Kühe stille grasend mit richtigem Instincte die Herbstzeitlosen stehen ließen, die üppig aufgeschossen im Rosenkleide ihr Gift bargen.

Die Sonne hatte sich gegen die Berge hingeneigt; der alte Schloßthurm von Landeck blickte finster zu Thal. Und wenn unser Landmann thalabwärts blickte, wo der Wiesengrund sich in die Rheinebene verliert, wob sich allmälig der Abendschleier aus Rauch und Nebel um sein Heimathsdorf und all die reichen Orte, die dort nahe beisammen eine einzige große Stadt zu bilden schienen, indem ihre Thürme über den Abendnebel emporragten.

Eben kamen zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, die sich traulich an der Hand führten, vom Dorfe her. Sie schauten jubelnd in die Höhe und sangen immer wieder von vorne anfangend:

„Schneegänse, Schneegänse!
Bringt eine weiße Windel
Für's Christkindel!"

Mit lachendem Gesichte sah unser Bauer die Kleinen kommen und hörte ihren Jubel. Seine Augen folgten den ihrigen.

„Aha, da sind sie ja!" sagte der Landmann. „Ihr habt bessere Augen als euer Vater."

Und die Kinder, die gekommen waren, ihren Vater im Felde aufzusuchen, sahen nun mit diesem dem seltsamen Fluge nach, der hoch am Himmel sich von Norden nach Süden fortbewegte. Es war ja der Zug der ersehnten Wandervögel, der wilden Gänse

des Nordens, die den Schnee bringen sollen, und deswegen am Oberrhein Schneegänse heißen.

„Freilich bringen sie eine weiße Windel," sagte der Vater zu den singenden Kindern, indem er sein Gespann anhielt, sich auf den Pflug setzte und die Kleinen auf die Knie nahm. „Es wird bald Schnee geben, denn wenn die Vögel da oben sich sehen lassen, ist der Winter keine Tagreise mehr fern."

„Ei," riefen die Kinder freudig, „ei, dann kommen die Flocken vom Himmel geflogen, weil die Schneegänse sich rupfen lassen und auch die Himmelsschäfchen geschoren werden. Dort kommen sie von den Bergen her!"

„Gelt, Vater," fing das kleine Mädchen an, „die Mutter, die im Himmel ist, hilft die Schneegänse rupfen für Christkindels Winterbettchen. Hat doch die Mutter, wie sie noch bei uns war, auch immer die Gänse gerupft und ihnen nie weh dabei gethan, weil das eine Sünde wäre."

Ein wehmüthiges Lächeln flog über das braune Antlitz des Mannes, indem er es nach den schwebenden Wandervögeln und Wölkchen richtete und die Kinder fester ans Herz drückte.

„Und ich will Schäfer werden, damit ich, wenn ich auch einmal in den Himmel komme, die Wolkenschäfchen scheeren darf," fiel der Knabe ein.

Indeß waren die Schneegänse hinter dem dunkleren Gewölk, das nun hinter den Bergen allmälig aufstieg, verschwunden. Die Sonne selbst war zum Neigen gekommen. Ein frischer Nordwestwind folgte und strich fühlbar über das Stoppelfeld. Der Vater, der sein Tagewerk vollends verrichten wollte, ermahnte die Kinder, sich hinter den Nußbaum zu stellen und sich an den Raben-Krähen zu erfreuen, die keck auf dem Acker vor ihnen herumtanzten, während er noch einige Furchen zu ziehen gedachte.

Der Abend nahte. Rosenroth und feurig angeflogene Wölkchen zogen vom Gebirge her, säumten ihre Ränder golden oder tauchten ganz in die Gluth, die ins Land hereinleuchtete. Der Abendhimmel ging nach und nach in voller Pracht über den braunen Bergen und Gründen auf, ohne daß die Kinder dessen inne wurden. Denn sie freuten sich der drolligen schwarzen Vögel dort auf den Ackerfurchen und eines großen alten Raben, der vor ihnen mit komischem Ernste auf den feuchten Erdschollen seine Männchen machte und sie mit gescheidten Blicken ansah. Da sangen sie ihn mit dem bekannten Kinderliedchen an:

„Rab, Rab, Dein Nest brennet,
Sieben Junge hocken drinn!"

Der alte Rabe flog plötzlich krächzend auf und mitten in den Abendglanz hinein. Ihre Augen waren ihm gefolgt und flossen über, geblendet von dem lichten Scheine der sinkenden Sonne.

„Ah! Ah! Vater, da sieh her!" riefen die Kleinen dem Landmanne nach, der sein Gespann wieder angetrieben hatte; sie zeigten mitten in die wunderbare Gluth, in welche die Berge ihre Häupter reckten und in deren Glanz der Thurm der Ruine sich finster und scharf abzeichnete.

„Was ist denn das? Was ist denn das?"

Sich umwendend bewunderte der Landmann einen jener glanzvollen Abende, wie sie nicht selten die Adventnächte einleiten und deren Erscheinung in der Kinderwelt eine so liebliche Erklärung gefunden.

„Das Christkindlein bäckt!“ sagte er dann mit bedeutungsvoller Betonung. „Wißt ihr denn nicht, daß bald Weihnachten?! Wenn es in der Zeit vor Weihnachten am Himmel so feurig glänzt, was Frost andeutet, dann sagen die Kinder zu einander: „Das Christkindlein bäckt! Wollen wir brav sein, damit es uns auf den Christtag auch die guten, süßen Sachen bescheere.“ — Wenn ihr brav seid, bäckt es auch für euch!“

Und damit ging er wieder langsam dem Pfluge nach. Die Kinder aber schauten andachtsvoll zum Abendhimmel empor und gelobten für sich, brav und folgsam zu sein.

Und als sie so fort und fort in die lichte Gluth schauten, meinten sie bald Christkindleins Backofen hinter den Bergen zu sehen. Sie sahen den aufsteigenden Rauch, und in den glühenden Wölkchen, welche zu Tausenden über dem Firmament zerstreut waren, wollten sie die feurigen Kohlen erkennen, wie sie dieselben schon oft im Backofen erblickt hatten. Sie konnten sich an der offenbarten Herrlichkeit nicht satt sehen und nicht satt träumen von all den schönen und guten Dingen, die da gebacken würden. Bald stieg ihnen denn auch das Verlangen auf, näher dabei zu sein.

„Wir wollen hin zu Christkindleins Backofen!“ sagte das Brüderchen und zog einen Apfel aus der Tasche. „Wir lassen uns vom Christkindlein einen Apfelkrapfen backen, wie ihn die Mutter, die jetzt im Himmel ist, uns auch gebacken hat.“

„Ja, wir wollen hin zum Christkindel!“ erwiderte Schwesterchen. „Ich helf ihm beim Backen, halt ihm die Brodkörbchen und Kuchenbleche.“

„Und ich scharr' die Kohlen zusammen, damit sein Haus nicht verbrennt. Komm schnell, daß wir noch recht kommen!“

Und Brüderchen ergriff Schwesterchens Hand. — — —

Der Vater war jetzt mit dem Pfluge am anderen Ende des über einen Hügel ziehenden langen Ackers angekommen und konnte somit nicht zur Stelle hinsehen, wo er seine Kinder gelassen hatte. Als er so still und langsam dem Pfluge folgte, hatte er seine eigenen Gedanken in dem hereinbrechenden Abend. Diese Gedanken waren auch mehr im Himmel als auf der Erde; denn dort oben hinter den rosenrothen Wölkchen wähnte er ja sein treues Weib, die gute, fromme Mutter seiner Kinder. Eine Thräne floß über die wetterbraune Wange, ungesehen. Eine milde Sehnsucht hatte ihn überkommen. Stärker trieb er sein Gespann an, um zu seinen Kindern schneller zurückzukommen.

Als er zu dem Nußbaum zurückgelangte, schaute er verblüfft dahinter. Aber die Kleinen waren nicht mehr da. Er sah sich um — sie waren nirgends zu sehen. So hatten sie wohl den Heimweg eingeschlagen, tröstete sich der Vater. Doch litt ihn die Sorge nicht länger auf dem Felde, und ohne Aufschub rüstete er sich zur Heimkehr, während unten im Wiesenthale des Klingbachs die Hirtenfeuerlein lustig fortbrannten und freundlich durch Weiden und Pappeln schimmerten. So trieb der Vater rasch sein Gespann thalabwärts dem heimathlichen Dorfe zu. Aber auch hier waren die Kinder nirgends zu erfragen. Niemand wollte sie gesehen haben. Jetzt stieg die sorgenvolle Unruhe des Vaters zur höchsten Angst. Wieder lief er ins Feld zurück und rief der Kinder Namen. Vergebens. Verzweiflungsvoll untersuchte er die buschigen Erlenwiesen und den Bach längs seines Gestades. Aber es fand sich keine Spur. Die Nacht brach herein und er rüstete seine Schritte thalaufwärts gegen Klingenmünster. So war er an die Stelle gekommen, wo die Feuerlein der Kinder auf der Wiesenweide gebrannt hatten; die Kohlen glühten noch, aber die kleinen Hirten waren schon alle heimgegangen. Der Verzweiflung nahe schritt er weiter; denn ihm kam der Gedanke, die Kinder möchten von

den Zigeunern aufgegriffen worden sein, welche, aus den Gebirgsthälern hinter Klingenmünster kommend, dieser Tage wieder das offene Land streunend und bettelnd durchzogen hatten!

Wir aber wollen sehen, was aus den Kleinen geworden. —

Hand in Hand, die Augen nach der lichten Abendgluth erhoben, waren die Kinder den Pfad entlang geschritten, der ins Wiesenthal führte. Ihre Freude, das Christkind backen zu sehen und ihm dabei zu helfen, ward noch durch die Vorstellung gesteigert, daß ihre Mutter bei dem Christkind sein könnte. Im Thale gingen sie zwischen den entlaubten Erlen und Weiden fort, als sie plötzlich ganz nahe auf einem heimlichen Rasenplatze ein Feuerlein lustig flackern sahen. Kühe und Schafe weideten da auf den Wiesen oder hatten sich satt zur Ruhe niedergelegt. Die Thiere blöckten und brummten die kleinen Wanderer träge an, während sie hinter dem Gesträuch heranschlichen. Um das Feuer unter dem großen Weidenbaume war ein bewegtes Leben, Knaben sprangen umher, andere saßen um die Gluth und sahen in die sinkenden Kohlen, daß die knisternden Flammen ihre Gesichter rosig anstrahlten. Die beiden hinter den Weiden versteckten kleinen Wanderer konnten meinen, schon ans Ziel gekommen zu sein, und lauschten mit Herzklopfen hinüber.

„Wir kommen gerade recht, Christkindlein bäckt schon!" sagte Schwesterchen mit zurückgehaltenem Athem.

„Und die vielen Kinder wollen ihm auch backen helfen, komm', ich laß mir meinen Apfelkrapfen gleich backen," sagte Brüderchen.

„Bst!" mahnte das Mädchen. „Es sind vielleicht die Engel, die da sitzen und einander erzählen — horch, das Märlein vom klugen Hirtenbüblein, das uns auch die Mutter oft erzählt hat."

„Aber sieh, dort der Kleine im blauen Kittel am Feuer mit dem Apfel in der Hand — das ist wohl das Christkind. Es sieht gerade aus, wie auf dem Bilde. Da muß ich mir den Apfelkrapfen backen lassen, Du kriegst auch die Hälfte."

Schwesterchen konnte den kleinen Ungeduld kaum zurückhalten, während ein anderes der Kinder am Feuer das Märchen vom „Schwesterchen und Brüderchen" begann, deren Mutter gestorben und die miteinander in die weite Welt wanderten. — Da begann von den Bergen her das Abendgeläute, zuerst ein einzelner halbverwehter Klang, dann laut und feierlich der Glockenschall von den Thürmen von Klingenmünster im Thalgrund. Die Kinder unterbrachen ihr Märchen und sangen bald im ganzen Chor:

„Abends, wenn die Glocken läuten,
Und die Stern am Himmel leuchten,
Geh'n die Engel wandern,
Von einem Kind zum andern:

Geh' jetzt heim und geh' zur Ruh.
Schließ Deine Augen zu.
Ich will im Arm Dich tragen
Zu einem gold'nen Wagen,
Ich will Dich fahren lassen
Auf den Himmelsstraßen . . ."

„Ach, wer kommt denn da aus den Hecken!" rief plötzlich das Lied unterbrechend einer der Knaben am Feuer, während im Thale die letzten Glockentöne verklangen.

Zusammenschauernd fuhren die andern auf und sahen die beiden Kindergestalten zwischen den dürren Zweigen der Weiden hervortreten; des Feuers rother Glast fiel auf ihre Gewänder, und die kleinen Wanderer und die Kinder im Kreise sahen gleich scheu und ehrfurchtsvoll einander an. Diese glaubten wohl die wandernden Abendengel zu sehen, jene meinten Christkind im Engelskreise zu treffen.

„Ja, das muß es sein im blauen Röckchen," hub Brüderchen endlich, sein Schwesterchen anstoßend, an — „komm, wollen wir es einmal selber fragen." Und herzhaft dem Knaben gegenübertretend, der mit dem Apfel in der Hand am Feuer saß und von dessen Schimmer ganz übergossen war, fragte der kleine Wanderer:

„Gelt, Du bist das Christkindel?"

„Ich? Nein, ich bin es nicht," antwortete der überraschte Knabe und sah den kleinen Frager verwundert an.

„Wer ist es denn?" fragte Brüderchen etwas kleinlauter und sich im Kreise umsehend, weiter.

„Von uns Niemand, es wohnt ja im Himmel und kommt erst in der Christnacht zur Erde herab, um uns die Bescheerungen zu bringen," war des Blaukittels Antwort, während die größeren Knaben im Kreise schon zu lachen und kichern anfingen, da sich ihre Scheu zu verlieren begann. „Warum," fuhr der kleine Blaukittel fort, „fragst Du denn so?"

„Weil wir hingehen wollen, wo das Christkind bäckt. Wir wollen ihm dabei helfen und davon" — der Knabe zog dabei wieder seinen Apfel aus der Tasche — „laß ich mir einen Apfelkrapfen backen."

„Warum nicht gar!" rief jetzt einer der größeren Knaben. „Das Christkind bäckt ja dort oben, hoch auf den Bergen."

„Ja, Lebkuchen und Zuckersachen bäckt es," setzte der Blaukittel bestätigend hinzu.

„Nun so wollen wir dahin — geh' Du auch mit uns!" entgegnete jetzt das Brüderchen, seinen Apfel wieder einsteckend. Und Schwesterchen wiederholte die Bitte.

Der Vorschlag leuchtete denn auch dem kleinen Blaurocke mit dem Lockenkopfe ein. Ich kann Dir, lieber Leser, dies als bestimmt versichern, da der Blaukittel kein anderer war, als der ernste Mann, der Dir diese Adventgeschichte mittheilt — damals freilich ein von den Stürmen des Lebens noch unberührtes Kind. Ich hatte noch nicht die Furchen auf der Stirne, kannte aber auch kaum erst das ABC. Allein Abends, wenn vor hereinbrechender Nacht die anderen Kinder, in den Feuerglanz blickend, riefen: „Sieh, das Christkindel bäckt!" da wär' ich oft schon gerne weit gelaufen, um dabei zu sein.

„Ich geh' mit Euch," sagte ich entschlossen und nahm das kleine Mädchen an der Hand, so daß es in unserer Mitte schritt, als wir, den Weg nach meinem Heimatsorte einschlagend, uns westlich wandten, während uns die Anderen lautlachend nachsahen.

Es dämmerte schon stark, als wir die Häuser umgingen und gerade dem Schloßberge zusteuerten. Begegnete uns Jemand, so sagten wir, wo wir hinwollten; die Leute lächelten der Einfalt und gingen unbesorgt vorüber. Schon war es kühl geworden, als wir an den Fuß des Schloßberges kamen, wo der Pfad durch den entlaubten Kastanienwald hinan uns jedoch wieder warm genug machte. Müde fühlten wir uns in der Hoffnung des schönen Ziels jedoch nicht; plauderten wir doch ganz selig von den Freuden, die unserer warteten, und wir beschlossen, wenn es uns gefiele, ganz bei Christkindlein zu bleiben, um ihm für die braven Kinder auf Erden backen zu helfen. Das Schwesterchen

wollte ihm die Brodkörbchen und Backformen halten und den Teig machen; ich gedachte das Holz zuzutragen, auf die Lebkuchen Acht zu geben und die Zuckerbröckchen zu versuchen, ob sie gerathen seien; Brüderchen aber zog zum zehnten Male seinen Apfel aus der Tasche und sagte:

„Ich lasse mir einen Apfelkrapfen backen, ihr beide kriegt auch davon!"

Darauf freuten wir uns, wie sich Kinder freuen können.

Die Nacht lag schon unten auf dem Orte, aus dem einzelne Herdfeuer und Lichter schimmerten, als wir oben neben der Ruine angekommen zu Thal blickten. Hinter uns war es dunkel und neblicht, vor uns lag der Wald, aber über ihn hin glänzte es noch roth und feurig zwischen den Bergen. Wir schritten auf dem Wege an der Berghalde nur immer geradeaus dem Schein entgegen, der uns lockte; aber dieser Weg war noch lang genug, um uns zu ermüden. Das Mädchen fühlte sich besonders erschöpft, dazu ward die Nacht im Walde unfreundlicher und kühler, ja geradezu kalt und der Wind strich unheimlich durch die seufzenden Föhren.

„Sind wir noch nicht da?" fragte die Kleine zitternd. „Haben wir denn noch weit?"

„Bald sind wir dorten. Sieh' nur," tröstete ich sie und mich selbst, „wie die Gluth uns entgegenstrahlt. Es muß gerade da vor dem Walde sein."

Und ermuntert schritten wir weiter, denn die Bäume standen nicht mehr so dicht, der Wald ward lichter und verdeckte den feurigen Glanz nicht mehr, der dort hinter den letzten Bäumen ausgebreitet lag.

Nur noch wenige Schritte und der Wald hörte auf. O, wie schön! Dort lag das Feuer ausgebreitet auf der freien Berghalde. Wir eilten glücklich dahin — und die Täuschung konnte nicht mehr lange währen. Mit der Biegung des Weges waren wir um die Bergkante gekommen und auf eine freie felsige Halde hinausgetreten, die steil nach Westen sich absenkt und einen weiten Blick in die merkwürdige Felsenlandschaft gewährt, die sich dort von der Queich bis über die Lauter zur elsässischen Grenze zieht. Dort hinten lag frei vor unseren Augen der Feuerglanz ausgebreitet über den Schluchten und Felsgraten der Schwanheimer Berge, deren zerrissener Kamm sich dunkel und abenteuerlich in der lichten Gluth abzeichnete. Dort lag unser Ziel frei vor unseren Augen in tiefem, blendendem Glanze. Aber es war noch weit dahin, und ein tiefes, dunkles, breites Thal zerklüftet und schluchtenreich dazwischen liegend, gähnte uns schwarz an. Wie ein ungeheurer Abgrund lag es da, seine Felsenthürme abenteuerlich emporreckend, während sich die reizenden Wiesengründe zwischen den phantastischen Felsengruppen, die stillen Thaldörfer im Dunkel der Nacht vollständig verbargen. Zu unserer Rechten erhob sich der hohe Kegel des Treitelsberges, zu unserer Linken der Abtskopf; gerade vor uns senkte sich in schwarze Tiefe die Rötzelschlucht ab, in welche die Dorfsage den wilden Jäger mit seinem Hunde, der Kinderaberglaube die unheimliche polternde Adventerscheinung des Pelznickels versetzt, — darüber hinaus über Thal und Höhen ein freier Blick in den Glanz des westlichen Himmels, der in tiefen, gesättigten Farben über der Gebirgsnacht lagerte. Ein eigenthümlicher Anblick.

Aber was half uns armen, ermüdeten Kindern all der Reiz einer originellen Gebirgslandschaft im Schatten der Nacht! Getäuscht sahen wir in das weite dunkle Thal vor uns, aus dem nur da und dort ein schwacher Lichtschimmer strahlte oder mit einem Windstoß der Lärm einer Mühle rauschte, um anzudeuten, wo da unten Menschen wohnen, während ein einziges Glöckchen aus der Ferne des Gossersweilerer Thals heraufklang.

Ueber die Bergwälder und Felsenkuppen hatte sich dunkles Gewölk gespannt, durch das nur da und dort ein Stern blitzte. Feuchtkalt schauerte der Nachtwind durch das dürre Haidekraut der Berghalde, auf der wir todtmüde, erschöpft, hungrig und verschüchtert standen, um noch immer dahin zu schauen, allwo weit, weit auf den Bergen des Westrichs am scharf und zackig abgegrenzten Horizont ein grellrother Streif glühte, aber immer schmäler, immer schwächer und bläſſer wurde — wie ein erlöschendes Feuer.

Da sahen wir einander traurig an. Dorthin, wo es noch fortglühte, konnten wir nicht mehr gelangen, das sahen wir jetzt ein; zurück durch den Wald war ein weiter Weg, und die Berghalde hinab wußten wir keinen Steg, wenn wir auch gewagt hätten, in die tiefe dunkle Schlucht zu steigen, die, wie ich wohl aus den Erzählungen der Leute wußte, für den Aufenthalt des wilden Jägers galt. Müde setzten wir uns in das dürre Haidekraut unter den weißbemoosten Felsen. Zitternd vor Furcht in der einsamen Gebirgsöde und vor Kälte, da der Wind stets schärfer um die Berghalde blies, kauerten wir uns zusammen.

„Das Christkind ist fertig mit Backen, — es hat uns nicht dazu gebraucht," seufzte ich mit scheuem Blick in die Gebirgsnacht.

„Ja siehe nur, es macht den Ofenschalter zu!" meinte mit weinerlicher Stimme das Mädchen und deutete mit dem halb erstarrten Finger nach der Richtung, wo es eben noch aus einem scharfen Einschnitt der den Horizont abschließenden Felsenberge funkelnd geleuchtet hatte. Aber nun hatte das schwarze Gewölke auch diese Kluft ausgefüllt, so daß der letzte Gluthschimmer des Abendhimmels verschwand. Wir sahen mit verzweiflungsvollen Blicken dahin; es hatte wirklich ausgesehen, als schöbe eine unsichtbare Hand einen Schalter vor.

Und nun war Alles schwarze Nacht.

„Jetzt krieg ich keinen Apfelkrapfen gebacken," jammerte schmerzlich das Brüderchen, indem es den Apfel zum letzten Male aus der Tasche holte und in der kleinen, fast erstarrten Hand wog.

„Da müssen wir ihn ungebacken essen," fügte ich hinzu, einen lüsternen Blick nach dem Apfel werfend.

Dort im Haidekraut unter den Felsen aßen wir denn auch zu Dreien den kleinen Apfel; zuerst biß das Brüderchen hinein, dann Schwesterchen, hierauf ich — und so der Reihe nach, bis nichts mehr zu beißen war und wir uns noch um den Butzen stritten. Der fiel in das Haidekraut und wir fanden ihn nicht mehr — das fehlte noch zu all unserm Kummer.

Mittlerweile schob sich das schwarze Gewölk immer höher und verdeckte die letzten durchschimmernden Sterne. Unheimlich lagerte die dunkle, kalte Nacht um uns, daß es uns im Innersten durchschauerte, denn der Nordwind blies jetzt mit vollen Backen über die offene Halde. Schwesterchen weinte schon im Stillen, und als wir sein leises Schluchzen hörten, wirkte es auf uns Knaben so mächtig, daß wir in ein rührendes Heulen ausbrachen; auch das Mädchen stimmte laut ein, so daß es gellend in die Waldschlucht hinein hallte. Nachdem dies eine geraume Zeit gedauert, schwiegen wir wieder nacheinander, und nur das eine oder das andere schluchzte noch leise fort, indem wir uns ergeben und still unter den Felsenvorsprung duckten, um vor dem schneidenden Winde etwas geschützt zu sein. Da kauerten wir dicht beisammen. Dem Schwesterchen waren trotz aller Angst schon die Augen zugesunken, Brüderchen folgte bald nach, und nur ich

blieb wach und horchte dem Schluchzen der Kinder, das sich noch im Schlafe fortsetzte. Bald aber ward es übertönt von dem Pfeifen des Windes über den Felsen und seinem dumpfen Brausen in der Waldschlucht unten, wo die Nachtluft in den Kronen der mächtigen Föhren ein schauerliches Lied spielte und die schwankenden Baumstämme wie vor Angst ächzten. Aber noch mancher andere unheimliche Ton der Nacht drang herauf und schnürte mir das Herz zusammen. Ich hatte mit zum Christkind gewollt und war jetzt dahin gelangt, von wo der schreckhafte Pelznickel in die Dörfer kommt; diese Spuckgestalt der Adventnächte, der Schreck der Kinder schwebte mir vor — es schauerte mich durch alle Glieder.

In Furcht und Grausen starrte ich in die Nacht. Da — plötzlich — sah ich in zwei funkelnde Augen; eine zottige, vierfüßige Gestalt stand dicht vor mir. Mir zog es das Herz zusammen, ich schloß die Augen. Als ich sie aber wieder öffnete, funkelten noch immer die schreckhaften Augen aus einem zottigen Thierkopfe mir entgegen. Ich konnte nicht mehr zurückhalten und stieß ein so durchdringendes Zetergeschrei aus, daß die schlafenden Geschwister aufschreckten und nach Kräften mitschrieen.

Jetzt tauchte neben der Felskante ein Schlapphut auf, dann eine Männergestalt, der ein blitzender Flintenlauf über die Schulter ragte. Mein Schrecken hatte den höchsten Grad erreicht. Es konnte nur der Pelznickel oder der wilde Jäger selbst sein. Eine rauhe Stimme tönte uns entgegen.

„Waldmann, zurück! Wetter, was ist das? Da möchte man ja ein Hirsch werden! Wie kommt denn das Nest voller Schreihälse daher?“

Der Zottelkopf wich zurück auf diese Stimme hin, die mir, so rauh sie auch war, wie Musik in die Ohren tönte. Denn ich erkannte sie als die des alten Försters, eines Nachbars und Freundes unsres Hauses, der mit seinem Hunde noch in der Nacht des Weges gekommen war. Als ich ihm zurief, fragte er erstaunt:

„Ja, wer seid ihr denn?“

„Ich bin das Gottliebchen und diese da sind fremde Kinder, die dem Christkind backen helfen wollten.“

„So, so! Nun das ist eine schöne Geschichte. Statt zu backen hättet ihr erfrieren können. Wie bring' ich Euch denn nur heim?“ sagte der gutmüthige Mann. „Doch, halt!“

Er pfiff laut durch die Finger in die schwarze Schlucht hinein, daß es den Widerhall erweckte. Jetzt antwortete ein anderer Pfiff aus dem Waldgrunde, und der Förster wiederholte sein Zeichen, nachdem er jedem von uns aus seiner Jagdtasche ein Stückchen schwarzes Brod gereicht.

„Da nehmt ihr kleinen Abenteuerer, es ist kein Lebkuchen, wird euch aber wohl so gut schmecken, als hätt es euch das Christkind gebacken.“

Wir aßen mit großem Appetite und waren kaum fertig, als ein zweiter Mann aus der Schlucht emporgestiegen kam. Es war ein Waldhüter. Ich brauche nun wohl nicht das Nähere zu berichten, wie dieser die zwei fremden Kinder auflud, der Förster mich auf den Arm nahm und der Rückweg durch den Wald angetreten wurde. Bald kamen wir an den Rand des Schloßberges, wo wir schon die Lichter aus den Häusern schimmern sahen. Unten, am äußersten Ende des Ortes begegneten uns Leute, die von meinen sehr besorgten Eltern ausgeschickt waren, noch in der Nacht die Mühlenwehre und das tiefe Thal zu durchsuchen. Mein eigner Vater war mit dem der beiden andern Kinder bis zur Sägemühle tief im Thalgrunde vorgedrungen, ohne Kunde von uns zu vernehmen.

Die halbe Einwohnerschaft war in Erregung. Im Hause meiner Eltern fanden wir auch den niedergebeugten Vater der kleinen Fremdlinge.

In selbiger Nacht aber fiel der erste Schnee, der uns Kinder wohl im Walde begraben hätte. Als wir aufwachten, lag ein kalter, heiterer Morgen über der Schneedecke. Der Winter war eingezogen, die Schneegänse hatten richtig prophezeit; sie hatten eine weiße Windel für das Christkind gebracht, wie es der kindliche Wunsch im Liede aussprach, hätten aber für uns, ohne die Dazwischenkunft des guten Nachbars, leicht ein Leichentuch bringen können. Munter sprangen wir beim Abschiede in der Frühe in dem frischen Schnee umher.

Von der Zeit an konnten wir aber das Christkind backen sehen, ohne dabei sein zu wollen; wir lernten warten, bis es uns sein Backwerk auf Weihnachten brachte. Das Brüderchen wollte auch keinen Apfelkrapfen mehr vom Christkind selbst backen lassen, und Schwesterchen sah ein, daß dasselbe allein fertig werde ohne seinen Beistand. Wenn nun wieder ein schönes Abendroth am Himmel glühte, hatten wir wie immer unsere Freude daran und sagten:

„Christkindlein bäckt, — es braucht uns aber nicht!"

Der ewige Fuhrmann.

„Es gibt eine recht kalte, grimmig kalte Weihnacht!" sagte der Rösselwirth, der hinterm Fenster stand und durch die, trotz des heißen Ofens, halb zugefrornen Scheiben sah. „Die Sterne glitzern so hell. Und horcht nur, wie der Schnee unter den Sohlen der Leute, die vorbeigehen, kracht!"

„Ja, ja — 's kann schon kalt werden!" sagt der einzige Gast im Wirthszimmer.

Es ist der Nachbar Bäcker, der herübergekommen war, um den Fuhrmann zu erwarten, welcher heute Abend noch hier vorbeikommen mußte. Denn er hatte an seinen Bruder, der droben am Gebirge, im Weinland wohnte, und dem die Fuhre gehörte, etwas auszurichten und für dessen Kinder zum Christfeste einige sinnreich erfundene Kuchen und Zuckerbrod gebacken, die der Fuhrmann mitnehmen sollte.

„Hört man von dem Fuhrmann noch nichts?" fuhr er nach einer Weile fort. „Ich meine, ich hätte Wagengerassel gehört!"

„Von Euerm Fuhrmann höre und sehe ich nichts," versetzte der Wirth am Fe
„Aber das ewige Fuhrmännchen — die Gelehrten nennen ihn den kleinen Bär —
oben, das glitzert und flimmert! Seht nur her, Nachbar, dort fährt es über die A
straße, — Ihr könnt ganz deutlich den Wagen mit den vier Rädern, die Wagendei
die Rößlein, die Peitsche und sogar die Wagenleitern sehen, — schaut nur
Nachbar!"

Der Bäckermeister stand auf, trat ans Fenster und sah an das prächtig er
Firmament, das wie ein unermeßlicher Christbaum mit vielen tausend Lichtern d
prangte.

„Welches ist denn der ewige Fuhrmann?" fragte er starr hinaufblickend.

„Nun, Ihr seid doch nicht blind, daß Ihr den nicht herausfindet, — seht,

sind die Zwillinge, dort die Glucke,*) — jener helle große Stern ist der Zigeunerstern, seinen Namen habe ich vergessen, und dieß da ist ganz deutlich der Fuhrmann, wie er über die Milchstraße fährt. Man meint ordentlich, er jage heut' schneller dahin und treibe seine Gäule stärker an — — aber horch! Habt Ihr nicht gehört?" unterbrach sich der Wirth, — erbleichend.

„Nun was denn?"

„Den Peitschenknall! Das war der ewige Fuhrmann, — ich sag' Euch, Nachbar, das war er!"

„Ihr seid nicht recht gescheidt, — meines Bruders Fuhre wird ankommen. Wie kommt ihr nur zu dem Gedanken, der Peitschenknall rühre vom Himmel?"

„Das weiß ich besser, als Ihr!" erwiderte der Wirth mit wichtiger, geheimnißvoller Miene, und der Bäcker dachte: „ja, Du bist auch einer von denen, die's Gras wachsen hören!" sagte es aber nicht laut. Indeß fuhr der Wirth fort:

„Davon kann ich reden, und ich sag' Euch, es bedeutet nicht gerade ein Glück, daß der ewige Fuhrmann sich heute Nacht hören läßt. Es heißt, wenn er sich um Mitternacht mit seinem Wagen umwendet, gibt's eine theure Zeit. Und Jederman am ganzen Rhein weiß ja, daß man oft in stillen Nächten mit einem Male einen lauten Peitschenknall hört, und dann kann man darauf schwören, daß es der ewige Fuhrmann gewesen ist, der anzeigen will, daß Jemand in die Ewigkeit abfährt in kurzer Zeit. Ich weiß noch recht wohl, wie mein Vater auch den ewigen Fuhrmann peitschen hörte und in selber Nacht verunglückte seines Nachbars Knecht, der auf der Reise war. — Aber horcht, horcht nur! — —"

„Ich höre schon!" sagte der Bäcker. „Das ist das Gerassel von dem Wagen meines Bruders, und sein lustiger Fuhrmann. Oder hört man den ewigen Fuhrmann auch in der Nacht singen?"

Der Wirth sah ein wenig verblüfft darein, als er jetzt das ganz gewöhnliche Gerassel eines Frachtwagens vernahm und mit Peitschenknall vermischt eine Stimme durch die kalte Nacht herüberklang:

„Bin i nit a lustiger Fuhrmannsbue,
Bin i nit a lustiger Bue!
Fahr Städt'l aus, Städt'l ein,
Fahr Städt'l aus, Städt'l ein,
Schau'n mir die Leut' alle zue!"

Bald darauf hielt der Wagen vor dem Thor des Wirthshauses, und der Wirth sprang mit einer Laterne hinaus; der Fuhrmann aber warf Decken über seine Pferde, die über und über grau vom Nachtreife aussahen, und kam dann herein in die Stube, legte die eigene Wolldecke, die ihm als Mantel diente, hinweg und stand nun im blauen Ueberhemd, als der junge Fuhrmann des Bruders im Weinlande vor dem Bäckermeister, welchem er seinen „Guten Abend" wünschte.

„Guten Abend Konrad! Wie geht's daheim? He? 's ist heute Nacht recht kalt!" sagte der Bäckermeister, indem er dem Konrad sein volles Weinglas hinreichte, das er sich bestellt hatte.

*) Glucke heißt im pfälzischen Dialekt die Bruthenne und ist die volksthümliche Bezeichnung für das Sternbild der Plejaden.

„Ja, kalt ist's, daß Stock und Bein zusammengefrieren!" erwiderte dieser und rieb sich die Hände, worauf er nippte und sich zum Ofen setzte. „Herr Wirth, gebt meinen Gäulen Hafer und mir ein Glas Schnaps, — hab' noch einen weiten Weg und da muß man sich erwärmen für die Nacht!"

Während der Wirth dieses besorgte, überreichte der Bäcker dem Fuhrmann die Weihnachtsgeschenke für die Kinder dahein, und dieser meinte:

„Das wird den Kleinen rechte Freude machen. Ich selber freue mich auf den Christbaum, den ich sonst immer putzen half, — denn ich bin bei den guten Leuten wie's Kind im Hause und geh nie leer aus bei solcher Gelegenheit!"

„Das ist auch recht, Du bist auch ein braver, ehrlicher Bursche Dein Lebtag' gewesen und arteſt ganz Deinem Vater, dem alten Schimmelsepp nach," sagte der Bäcker. „Nun, wirst Du bald die Käthel heirathen?"

Der junge Fuhrmann sah traurig drein und seufzte:

„Damit ist's aus, — die hat einen andern genommen, den Krämer von *heim, das drüben links von der Straße liegt. Ihre Mutter war Schuld daran; die konnte mich nie leiden; ich war ihr natürlich zu arm, und so bin ich ein unglücklicher Mensch geworden. Aber was liegt daran, — ich kann es als ein ehrlicher Kerl ertragen!"

„Freilich mußt Du das, Konrad. Du kriegst noch eine andere, eine schönere und bessere!"

„Nein damit ist's aus!" erwiderte Konrad und fuhr mit der flachen Hand über den Tisch, auf den er niederstarrte. „Eine liebere krieg' ich nicht, und eine bessere mag ich nicht, — denn sie war gut und ist es noch, wenn sie auch ihrer Mutter nachgegeben hat. Sie hat's mit schwerem Herzen gethan, — ich kann ihr deswegen nicht böse sein. Aber die Alte, das ist eine Teufelsrippe!"

„Nun, wenn Du die Sache so ansiehst, so wundert's mich, daß Du noch singen kannst! Man hat Dich ja von Weitem schon gehört!"

„Ja, warum sollt ich's auch nicht thun? Mancher singt mit dem Mund und im Herzen möchte er weinen. Ich sing, um die Zeit vergehen zu lassen und mich lustig zu machen; man kann nichts besseres thun bei solcher Kälte. Und dann kommt mir's immer vor, als ginge es bald mit mir zu Ende — und da sing ich — —"

„Hahaha!" lachte jetzt der Bäcker und sah den Konrad von Kopf bis zu Fuße an. „Du und sterben?! Ein Kerl wie ein Bär und frisch wie eine Eichel! Hahaha!"

„Lacht nur! Ihr könnt mir den Gedanken nicht nehmen. Er kam mir heute wieder stärker als je, da ich den Wein im Dorfe am Rhein drunten abgeladen und an meinen Vater, den alten Schimmelsepp dachte, den Ihr ja gekannt habt, da er als Fuhrmann so lange Zeit in Eures Vaters Haus gedient hat. Ich weiß es noch wie heute, daß ich als kleiner Bube bei ihm war, als er für die Schwaben Nüsse übern Rhein führte, — 's war um diese Zeit und eine ganz sternhelle Nacht. Wir schliefen vorn auf dem Wagen und es ging ruhig fort, — da hörte ich mit einem Male einen lauten, starken Peitschenknall durch den Wald und das Feld hinhallen, als käm' er vom Himmel, so daß mir die Ohren zuklappten und ich aufwachte. — „Was hast Du, Konrädchen?" fragt mein Vater, der auch aufwacht. — „Habt Ihr mit der Peitsche geknallt?" sag' ich. — „Was fällt Dir denn ein? Du hast geträumt!" — „Nein, ich hab' es ganz deutlich gehört!" — Da ward mein Vater still, und erst später sagte er: „Dann war's der ewige Fuhrmann. Gott gib, daß wir gesund heimkommen." — Aber Ihr wißt ja,

mein Vater fiel noch selbige Nacht im Schlafe vom Wagen und die Räder gingen über ihn, da wir gerade vor unser Heimathsdorf kamen. Ihr werdet Euch dessen noch wohl erinnern!"

„Ja, leider starb Dein Vater auf so schlimme Art!" sagte der Bäcker. „Aber, was Du von dem ewigen Fuhrmann da sagst, höre ich heute zum Erstenmale. Ich habe erst noch vorhin den Wirth ausgelacht, als er auch davon redete, da ich auf solche Mährlein nicht viel halte!"

„Da thut Ihr nicht Recht daran! Aber wie seid Ihr denn darüber zur Rede gekommen?"

„Nun, der Wirth glaubte, der Peitschenknall, der von Deinem Wagen herschallte, käme vom ewigen Fuhrmann!"

„Freilich mag sich der Wirth diesmal getäuscht haben, — man hört es auch ganz selten, und der, dem es gilt, der hört es nicht, wenn's auch sonst alle Welt hört!" sagte der Konrad und trank von dem Branntwein, den der Wirth gebracht hatte.

Dieser mischte sich auch wieder eifrig ins Gespräch.

„Ja so ist es, und ich glaube noch jetzt, daß das feurige Fuhrmännel am Himmel sich hat hören lassen vorhin!"

„Nun so sagt mir doch, was soll's denn mit diesem Aberglauben?" rief etwas ärgerlich der Bäckermeister. „Was ihr mir da vorfaselt ist doch leeres Stroh, und ein Paar gute Augen sehen in dem Sternbild, das Ihr den Fuhrmann nennt, eben nichts als ein Sternbild, wie es noch andere gibt!"

Der Wirth schüttelte den Kopf.

„Nein, da läßt sich nimmer reden!" fing er an. „Ihr wollt eben an gar nichts glauben und nichts begreifen, was nicht aus euerm Backofen kommt. — Wißt, der ewige Fuhrmann, hinter dem Ihr ein bloßes Sternbild sucht, fuhr auch einmal hier auf der Erde herum, fuhr für die Schwaben Wein über den Rhein und Nüsse, die sie droben am Gebirge holten, wo sie zu Tausenden auf den Bäumen wachsen, in ihr Ländle. Aber er war so ein rechter Fuhrmannsteufel, der seine Pferde über die Maßen schund, keine Rasttage machte, nicht einmal die Sonn- und Feiertage hielt, sondern Jahr aus Jahr ein auf der Straße zubrachte, die Wirthe schimpfte und nie seine Zeche ganz zahlte, obgleich er Alles am Besten haben wollte. Er fahre nie lieber, sagte er oft, als an Sonn- und Feiertagen, wenn sonst Alles faullenze. Dabei war er so hart, daß er keine arme Menschenseele auf den Wagen ließ, ob der Wanderer auch noch so sehr bat und noch so matt und müde nebenher ging, — selbst wenn der Wagen ohne Fracht war, that er's nicht. — So fährt er auch einmal in der Weihnachtszeit dahin die harte Straße und macht einen hölliſchen Lärm mit „Hist und Hott und Har" und lautem Peitschengeknall, da sonst Alles fein zu Hause blieb und sich der heiligen Zeit freute, weil man sagt, daß in diesen Tagen zur Feier seiner Geburt der Herr Christus immer wieder gerne zur Erde niedersteige und mit dem heiligen Petrus eine Wanderung durch die Wohnungen der Menschen mache. — Wie nun der Fuhrmann des Weges daher kommt und lärmt und knallt, als gälte es die Seligkeit, da sieht er plötzlich zwei Männer neben seinem Wagen hergehen, die auf eine Einladung von ihm zu warten schienen, Platz auf dem Wagen zu nehmen. — „Es mögen Pilger sein, nach der Kleidung zu schließen!" denkt der Fuhrmann. „Die würden das Verdienst ihrer Pilgerschaft einbüßen, wenn man ihnen Gelegenheit gäbe zu fahren, statt zu gehen!" — Und so fährt er fort, ja er thut, als höre

er es nicht, als ihn die beiden Wanderer bitten, aufsitzen zu dürfen. Jetzt glauben die es ungeheißen thun zu müssen und schwingen sich auf die Langwitt von hinten her. Aber kaum sitzen sie oben, als der Fuhrmann anfängt: „Was wär' mir denn das? Wartet, Ihr Lumpe, ich will Euch hinuntergehen heißen!" Und damit schlägt er mit der Peitsche einigemale so derb herum, daß es den Aufsitzenden wie der Blitz um die Köpfe fährt, und St. Peter (denn er mit seinem Herrn und Meister waren die Wanderer) den groben Fuhrmann in aufbrausender Hitze an den Ohren nehmen will. Der Heiland jedoch verbat sich das. St. Peter rieb die Peitschenhiebe ein, sein Herr aber sprach zu dem Fuhrmann: „Weil Du denn nichts achtest im Leben, so fahre ewig fort, ohne Ruhe und Rast, durch Leben und Tod, bis an das Ende der Welt!" — — Und so geschah es auch nach dem Worte und Fluche des Herrn, und der Fuhrmann fuhr fort und fort und hielt nirgends mehr an, ums ganze Erdenrund und dann die Straße nach dem Himmel zu, — aber das Thor blieb ihm verschlossen, weil ihn der heilige Peter, der die Schlüssel dazu hat, erkannte und schnöde abwies. Da schlug er sich auf die Schenkel, hieß den heiligen Peter etwas thun, was ich nicht nachsagen mag, schnippte mit den Fingern, knallte mit der Peitsche, daß den Engeln im Himmel die Ohren zuklappten, hieb in seine Gäule ein und jagte davon, daß das Himmelsthor hinter ihm dröhnte. Und so fuhr er mit der Peitsche klatschend und fluchend an den schönsten Sternen vorbei und über das ganze weite Firmament. Und dort fährt er noch, wenn Ihr ihn sehen wollt, ohne Rast und Ruh, und in ganz stillen Nächten kann man das Gerassel seines Wagens hören. — Die Peitsche aber hab' ich heute knallen hören, — das lasse ich mir nicht nehmen, und was es bedeutet, wißt Ihr schon, Herr Nachbar!" —

So erzählte der Wirth. Konrad, der den Rest seines Branntweins austrank, bestätigte, daß es wirklich so sei, wie es der Wirth erzählt und wie ers oft genug von seinem Vater gehört habe. — Dann wickelte er sich wieder in die wollene Decke, zahlte seine Zeche, nahm seine Peitsche zur Hand, ließ sich gute Nacht und gute Heimkunft wünschen und ging hinaus, in die kalte, starre Nacht zu seinen Wagen und seinen Pferden.

Bald befand er sich wieder auf freiem Felde. Es war eine Bärenkälte. Die Räder machten den Schnee knistern und knarren, und es pfiff unter ihnen in Einem fort. Alle Bäume hingen voll dickem Reif, und die Sterne standen mit glitzerndem, zitterndem Lichte am starren blauen Firmament.

Der Fuhrmann sah hinauf, — so reich war ihm früher der Himmel nie erschienen, als heute, denn tausend Sterne, die er früher nie bemerkt hatte, schienen für diese heilige Nacht hervorgetreten zu sein, um zu des Christkindes Ehre zu glänzen. „Ja, es muß dort oben schön sein! Ich machte mir nichts daraus, wenn des ewigen Fuhrmanns Peitschenknall mir gegolten. Freilich habe ich früher nicht daran gedacht, aber seit die Käthel den Krämer hat, da bin ich der halbe Kerl nicht mehr. Doch zu ändern ist es ja nicht, und es hat wohl so sein sollen! Was soll ich mich grämen?!"

Er zwang sich zu singen und sang des Fuhrmannsliedes übrige Verse:

„Fahr ich so auf den Straßen hin
Zwischen den Tannen im Wald,
Ach was ist das für 'ne Freud!
Was da das Schnalzen schön schallt!

Was da die Vögerln schön singen thun,
Was da die Blümeln schön blühn,

Was da die Hirsch und Reh
Ueber die Straße hinziehn!"

„Ach!" unterbrach sich der Fuhrmann jetzt. „Das paßt ja gar nicht mehr für mich und die Zeit, wo Alles Eis und Reif ist und mein Herz gerad' auch nicht vor Freud' zerspringen möchte. Ja, es war freilich einmal anders, wo dieses Lied so fröhlich klang von meinem Wagen herab aus voller Brust, — da ich noch lustig und fröhlich dem Heimathsdorfe zufuhr, die Käthel das Fenster aufmachte und zu mir-hersah, daß mir das Herz im Leibe lachte und meine Peitsche noch einmal so lustig knallte. Da freute sich noch Alles mit mir, wenn ich so allein dahin fuhr mit den Gedanken an den herzlieben Schatz daheim, und:

„Was da die Vögerln schön singen thun,
Was da die Blümeln schön blühn,
Was da die Hirsch und Reh
Ueber die Straße hinziehn.

Fahr ich im Zwielicht am Wirthshaus an
Spann ich d'Gäul aus und kehr ein,
Iß mein Sach', leg mich ins Bett,
Denk an mein Schatz und schlaf ein."

„Damit ist's jetzt aus, ganz aus! Sing ich lieber den letzten Vers, der paßt eher!" unterbrach sich der gute Konrad in seinen traurigen Betrachtungen, und sang dann in trübem Tone weiter, indem er die beiden Verse mehrmals wiederholte:

Fuhrmannsbue bin ich schon fünfthalb Jahr,
Fuhrmannsbue bleib' ich noch lang.
Kann wohl sein, daß ich stirb',
Kann wohl sein, daß ich stirb',
Eh' ich was anders anfang.

„Ja, ganz gewiß, — es kann wohl sein, daß ich sterbe, — ich kanns nicht verwinden: der Gedanke verfolgt mich heute schon den ganzen Tag, und er macht mir auch nicht einmal Angst, —

„Kann wohl sein daß ich stirb,
Eh' ich was anders anfang."

So scholl seine Stimme immer wieder durch den öden, kalten Wald, durch den nur hie und da das Gekrach der von der Kälte berstenden Eichenrinde oder das Gekläff eines Fuchses tönte. Konrad fühlte sich außerordentlich vereinsamt und verlassen, bis ihm plötzlich wieder einfiel, daß heute die heilige Christnacht sei. Da sprach er für sich:

„Ich sollte keine weltlichen Lieder singen in der heiligen Nacht. Auch in meines Herrn Haus daheim werden sie jetzt den Weihnachtsbaum putzen, und die Kinder werden fragen, wo denn der Konrad so lange bleibt. — Was aber mag jetzt die Käthel in des Krämers Haus thun? Denkt sie wohl meiner, denkt sie in dieser Nacht, wo wir immer so fröhlich waren, da wir Christkindel und Pelznickel spielten, an den armen verlassenen Konrad? Vielleicht steht sie jetzt gerade auch am Tische und zündet die Lichtlein am Christbaum an, den sie für des Krämers Kinder herausgeputzt hat. Aber ob sie so glücklich dabei sich fühlt, als damals, wo wir noch miteinander in die Christmette gingen, das ist eine andere Frage. O ihre Mutter, ihre harte böse Mutter hat mich und sie unglücklich gemacht!"

Die Sterne spiegelten sich nur einen Augenblick in der Thräne, die ihm unbewußt über die Wange rollte, aber schon in ihrem Laufe zu einer Eisperle erstarrte. Denn er war jetzt nicht mehr fern von dem Orte, wo die Käthel verheirathet war, und ein dumpfes Hundegebell, welches der Wind über den Wald hertrug, mochte von dorten kommen. Sein Herz pochte gewaltig und er sah starr nach der Gegend hin.

Da war es ihm mit einem Male, er höre etwas seufzen und stöhnen, gerade da, wo der Weg zu dem nebenabliegenden Dorfe die Fahrstraße durchkreuzte. Er horchte schärfer hin. Da vernahm er deutlich eine menschliche Stimme, die klagend und jammernd zu Gott und allen Heiligen rief. Schnell hielt er seine Pferde an und lief der Stelle, woher die Töne kamen, zu. Dort lag neben einem hartgefrorenen, vom Winde hoch angewehten Schneehaufen die Gestalt eines alten Weibes, zusammengesunken und ohne Kraft sich aufzurichten. Schnell hob er die Alte vom Boden auf. Als er ihr beim funkelnden Sternenlichte in das todtenbleiche Gesicht sah, da zuckte es ihm durch alle Glieder.

Es war der Käthel böse, harte Mutter.

Er hatte sie sogleich erkannt, hob die Unglückliche ohne ein Wort zu sagen auf, und trug sie zu seinem Wagen zurück. Dort deckte er die Aechzende soviel wie möglich warm zu, legte noch seinen eigenen Fuhrmannsmantel über die beinahe schon erstarrten Glieder und lenkte dann die Pferde mit den Wagen selbst auf dem Weg nach dem Dorfe. Einige Tropfen aus der Branntweinflasche brachten dem alten Weibe so viel Kraft und Stärke, daß sie in den wärmsten Ausdrücken ihrem Retter, den sie nicht erkannte, danken und ihm Folgendes erzählen konnte.

Sie sei nämlich noch heute vor den Feiertagen in der Stadt gewesen wegen einer schlimmen Geschichte, um nämlich ein Unglück, das ihrer Familie drohe abzuwenden. Mit leerem Magen habe sie sich wieder auf den Heimweg gemacht, und sei dort auf dem gefrorenen Schnee ausgeglitten, so daß sie sich den Fuß verrenkt und die Kraft verloren habe, sich aufzurichten. Sie war dem Erfrieren nahe, als ihr Retter kam. Nun habe sie, wenn sie nach Hause komme, nur Jammer und Verzweiflung zu erwarten. — Sie habe nämlich, fuhr sie fort, eine Tochter an einen Wittwer verheirathet, der viel ärmer war, als man geglaubt hatte, und der selbst wieder ihre Tochter in der falschen Hoffnung, einiges Vermögen zu erheirathen, genommen habe. Nun sei eine Schuld zu zahlen unter Androhung von unverzüglicher Pfändung, und vergebens sei sie heute noch in der Stadt gewesen, bei Gericht und Gläubigern um Aufschub zu bitten. Daheim werde es großes Herzeleid geben, wenn sie zurückkehre und die Erfolglosigkeit ihrer Bitte heimbringe; ihre Tochter weine sich noch die Augen aus dem Kopfe über so großes Elend in ihren jungen Jahren, — da oft kein Kreuzer im Hause sei und der bereits schon mit Beschlag belegte Kram jetzt ganz stille stehe; — die Kinder mögen auch hungrig sein, die armen Würmer, die nicht einmal an die Befriedigung ihrer nothwendigsten Bedürfnisse, geschweige denn an einen Christbaum und Backwerk denken dürfen.

Das Alles hörte Konrad still und traurig an. Schweigend saß er da und hatte die Alte noch mit keinem Worte unterbrochen. In argem Leide starrte er vor sich hin. Jetzt aber fragte er mit unkenntlicher Stimme:

„Ist Eurer Tochter Mann ein böser Mensch?“

„Das nicht,“ erwiderte das Weib. „Er ist seelengut, würde gern arbeiten und wäre nie verdrießlich, wenn die bittre Armuth nicht wäre. Auch weiß er wohl, daß meine Käthel ihn nicht so lieb haben kann, als einen gewissen Andern droben in unsrer Heimath,

und daß sie ihn nur genommen, weil ich es einmal so haben wollte, — aber deswegen ist er ihr doch nicht böse und trägt sie auf den Händen bei allem Elend der Armuth."

Dem Konrad ward es unendlich weh' ums Herz.

„Wie viel hätte denn Euer Tochtermann nöthig im Augenblick."

„Ach, jetzt wäre uns mit fünfzig Gulden geholfen!" seufzte das Weib.

„Dann ist's gut, daß ich gerade so viel und noch etwas mehr bei mir habe, das mein Eigenthum ist. Ich wollte mir in der Stadt eine goldne Sackuhr kaufen, nach der schon lange mein Streben geht, — aber es reute mich wieder. Da —" und er zog eine Geldblase aus der Tasche — „nehmet das und gebt das Eurer Käthel, — wenn ihr damit geholfen ist, soll's mich freuen. Und wenn sie mehr braucht," fuhr er in seine natürliche Stimme verfallend fort, „soll sie zu mir schicken — hinauf ins Weinland. Was ich habe, gehört der Käthel. Hört Ihr's Frau Ländlerin?!"

Die wußte nicht vor Freude, Erstaunen, Schrecken und Beschämung, was sie sagen sollte und hätte in die Erde sinken mögen, da sie den in so edler Weise helfen sah, an dem sie so unedel gehandelt hatte. Denn nun hatte sie ihn erkannt.

„O ich elendes, böses Weib, wie hab' ich das um Dich verdient, Konrad! O mein Gott, mein Gott!"

„Laßt das, — 's ist geschehen und nicht mehr zu ändern!" sprach der Fuhrmann dazwischen. „Aber seid nur immer ordentlich gegen Euern Tochtermann, Frau Ländlerin! Macht ihm nie das Leben sauer, und helft den jungen Eheleuten rathen und thaten. Die Käthel, die Käthel aber soll nie eine harte Stiefmutter gegen des Krämers Kinder sein, sondern sie als ihre eigenen halten, — sagt ihr das, Frau Ländlerin. Die armen Würmlein werden's wohl brauchen können, eine gute Mutter zu haben. Und vielleicht wars gut, daß es so, gerade so ging, — sonst hätten ja des Krämers Kinder wohl bald betteln müssen, und würden ohne Pflege und Muttervorsicht zu Grunde gegangen sein. — Jetzt können sie noch brav erzogen werden; sie sollen ordentliche Menschen werden, weil — weil die Käthel ihre Mutter ist. Hört Ihr's Frau Ländlerin!"

Das alte, harte Weib saß auf dem Wagen weinend und in tiefer Reue; auch dem Konrad fielen die heißen Thränen aus den Augen, ohne daß er's wußte. Als man aber zu dem ersten Hause des Dorfes gekommen war, da sprach der Fuhrmann:

„Seht, da lad' ich Euch ab, und trag Euch in das Haus, dann könnt Ihr Euch von den Eurigen heimholen lassen. Richtet Alles aus, was ich Euch gesagt, Frau Ländlerin! Ich selber kann die Käthel heute nicht sehen, — es würde mir das Herz brechen. — Sie soll eine brave, gute Mutter sein, sagt ihr das."

Und so geschah es.

Der Fuhrmann fuhr bald wieder auf der Hauptstraße im Walde durch die kalte Sternennacht hin. Ein eigenes, wehmüthiges Gefühl hatte ihn überkommen. Vielleicht sah und hörte er im Geiste die Dankesworte und die Thränen der Käthel, ihres Mannes und ihrer Kinder, die aus großer Noth errettet, nun dennoch eine fröhliche, selige Weihnachten hatten, während er selbst so still und einsam unter Gottes freiem Himmel dahin fuhr. —

Es schien immer kälter zu werden, die Eichbäume krachten lauter und häufiger im Walde, — der Fuchs heulte übers Schneefeld herüber, und unter den Hufen der Pferde und den Wagenrädern knisterte und knarrte heller und immer heller der Schnee. Die armen Pferde selbst waren über und über mit starkem weißem Reife bedeckt. — Konrad aber saß still in seinen Teppich gewickelt auf dem Wagen.

Die Nacht ward immer lichter, je später es ward. Und als jetzt der Wald aufhörte, konnte man schon die Umrisse der heimathlichen Berge unterscheiden. Alles so still ringsum, — weit und breit kein Laut, welcher die Feierstunde der schlafenden Natur gestört hätte. Aber wie ein Traum hing die heilige Mitternacht über der Erde, wie ein beseligender Traum über der weiten Schneefläche, aus der sich nur die dunkeln Kirchthürme der umliegenden Dörfer erhoben. Da schlug die Mitternachtsstunde von den Thürmen. Die Wächterhörner mit ihren vollen, gedehnten Klängen tönten dazwischen, und ringsum in allen Dörfern nah und fern hallten die Glocken übers Feld und riefen die Leute zur Christmette. Der arme Fuhrmann aber glaubte, er höre die himmlischen Heerschaaren und die Engel sängen ihr Hallelujah, und die Posaunen der Erzengel dröhnten dazwischen. Denn er saß mit zurückgelehntem Kopfe auf dem Wagen und sah schweigend, stumm und ohne Regung in den Sternenhimmel hinein. Dort bei der Milchstraße glänzte der ewige Fuhrmann wie sonst, ja noch feuriger und heller, als er ihn je gesehen. Herrlich prangte das ganze Firmament. Da war es dem Konrad, er höre eine Stimme weit, weit her vom Himmel, — die Stimme seines Vaters. Ja, er meinte, er höre seinen seligen Vater herunterrufen: „Konrad, fahre herauf zu mir!“

Und da fuhr er und fuhr, wie der ewige Fuhrmann, immer zu, die weite Himmelsstraße entlang an der goldenen Jungfrau und der blitzenden Krone vorüber an all' den glänzenden Sternbildern vorbei, hoch über der dunkeln Erde, bis vor das himmlische Thor. Aber das verschloß sich nicht vor ihm, wie vor jenem, sondern blieb weit offen, und St. Peter stand da und sagte:

„Komm' herein, du frommer und getreuer Knecht!“

Und nun fuhr er unverzagt und fröhlich hinein in das Paradies, wo ihn sein Vater bereits erwartete. Und alles Leid dieser Welt lag wie ein Traum hinter ihm. — —

* * *

Daheim im Weinlande aber wartete man bis weit über Mitternacht auf den Fuhrmann in dem Hause seines Herrn, und die Kinder fragten immer wieder, ob der Konrad nicht gekommen sei. Denn sie alle hatten ihn lieb und wollten sich ihres Christbaumes nicht recht erfreuen, so lange der Konrad fehlte. Endlich, gerade da sich die Kinder zu Bette legen wollten, um noch im Traume die Weihnachtsfreuden fortzugenießen, da hörte man den Wagen kommen. Man eilte hinaus ihm entgegen, denn man wußte, daß er von dem Onkel drunten am Rhein Zuckerkuchen bringe. Die Pferde fuhren den Wagen in den Hof in ihren gewohnten ruhigen Gang, und sie blieben vor dem Stalle stehen, wie sonst. Aber der Konrad sprang nicht vom Wagen, wie sonst. Er blieb droben sitzen, still und stumm, als schlafe er. Da rief man ihm zu, — er hörte nicht. Man wollte ihn mit Rütteln wecken, aber er wachte nicht auf.

Denn seine Seele war im Himmelreich und sein Leib war erfroren. —

Aus der italienischen Dramatik.

Von **Woldemar Kaden.**

Vorbemerkung.

Ein Drama, das seit noch nicht Jahresfrist die ganze gebildete Welt Italiens von den Alpen bis zum Aetna in jubelnde Aufregung versetzt hat, und das von den sieben Hügeln aus, wo es geboren ward, auf Adlerschwingen seinen kühnen Siegesflug über die Bühnen fast aller größeren Städte nahm, ist Pietro Cossa's „Messalina." Durch sie ist der Dichter wie über Nacht, mehr als dies je sein „Nero" vermochte, ein berühmter Mann, der gefeiertste Dichter des heutigen Italiens geworden, dem nichts zu wünschen übrig bleibt, als daß der Lorbeer seines Ruhmes, der bei der zu starken Hitze italienischer Begeisterung leider oftmals nur zu rasch dahinwelkt, recht lange grünen möge. Jetzt meint man in dem einfachen Professor der Literatur den Shakespeare des Südens gefunden zu haben und erwartet noch große dramatische Thaten von ihm. Das wird die Zeit lehren. Wenn diese Hoffnungen sich nicht erfüllen, so trägt das verehrliche italienische Publikum mitsammt der wohllöblichen Kritik die Schuld, denn beide im Verein verderben ihren aufkeimenden Talentkindern gewöhnlich für ewige Zeiten den Magen durch Ueberfütterung mit dem Confekte unmäßigsten Beifalls. Pietro Cossa ist ganz Historienmaler. Auf breitem historischen Hintergrund malt er mit sicherer Hand in großen Linien seine lebensvollen Figuren, bei denen allen ihm der echte historische Fleischton wohlgelingt. Er huldigt, wie seine Collegen der zeitgenössischen Malerei und Sculptur, dem Realismus, und Modell standen ihm, dem geborenen Römer, jedenfalls Frauen und Männer von Trestevere, die er dann frisch und keck in die faltenreichen Gewande der Garderobe eines Tacitus, Suetonius u. a. zu hüllen weiß. Seine Weise zeigt sich am besten in dem hier folgenden zweiten, lebensvollen Akte, der uns in die verrufene Suburra führt, in die sich das üppige Weib des schläfrigen Claudius ihrem Buhlen C. Silius zu lieb, nächtlicherweile verirrte. **W. K.**

Messalina in der Suburra.

(Zweiter Akt des Cossa'schen Dramas „Messalina".)

1. Scene.

Ein Zimmer zu ebener Erde in der Suburra. Seitenthüren, eine größere im Hintergrunde. Mondschein auf der Straße.

Silva. Gellia. Calpurnia. Kleopatra. Silius.

Calpurnia (einen Becher erhebend, trinkend).
Dies Deiner Anmuth Silius!

Kleopatra.
Deiner Schönheit,
Dir Süßen!

Gellia.
Laß um Deine Stirne mich
Dir Rosen flechten!
(Nimmt sich den Rosenkranz aus dem Haar und setzt ihn Silius auf).

Silius (eine nach der andern umarmend).
Oh, das Leben ist
Bei Euch nur Wonne! Noch einmal den Becher
Herum: ich trink' auf Euer Heil, auf frohe
Und glückerhellte Stunden goldner Jugend!

Kleopatra.
Vergessenheit dem Trübsinn!
Gellia.
Dieses hier
Geflügelter Liebe!
Calpurnia.
Mutter Venus dies!
Silius (zu Silva, die in Gedanken bleibt).
Und Du allein so melancholisch, Silva?
Willst Deine Stimme Du nicht auch gesellen
Dem frohen Hymnus?
Silva.
Ach, mein Hymnus ist
Der Schmerz!
Silius (zu Silva).
Du träumst, mein Kind? Welch' trübe Worte
Sind das? Vertreib' die läst'ge Sorge! Wehe
Wenn holdes Lächeln Dir die schönen Augen
Nicht füllt, ein jeder flieht Dich!
Silva (immer ernst).
Oh, ich würde
In meiner Einsamkeit zufrieden sein.
Calpurnia (auf Silva zeigend).
Komm', laß ihr ihre Launen!
Gellia.
Einige Tage
Schon ist sie unerträglich.
Kleopatra.
Komm', erzähle
Die Neuigkeiten Roms, da Du studirst
Die Zeitungen.
Silius.
Was sagen? Unsre Welt,
Sie schläft. Und wen'ge Schlägereien jenseit
Des Rheines oder in Britannien sind
Nicht laut genug, um ihren süßen Schlaf
Zu stören. Unsre Schreiber werden das
Wohl nennen mit gewohnten dicken Phrasen:
Des röm'schen Friedens hohe Majestät.
Hier in der Stadt, in Häusern der Patrizier,
Die altgewohnten guten, blinden Gatten
Und die gewohnte List der Frau'n, indeß
Der Sohn jedwedes Erbe still verpfändet
Dem Wuchrer auf denselben Tag, an dem
Der geiz'ge aber unvorsicht'ge Vater
Hoch auf dem Rogus brennt. In den Palästen
Die Freigelassnen reicher, mächt'ger selbst
Als ihre Herr'n, und im Senat so große
Ergebenheit, daß jeder der Erwählten
Mit hohem Schwur versichern würd' die Sonne
Um Mitternacht geseh'n zu haben, wenn
Dem Kaiser also es gefiele. Spiele
Und Brod verlangt der Plebs, und dann und wann
Erscheint ein Königlein aus fernem Land,
Ermattet, doch voll Hoffnung, eine neue
Provinz dem alten Reiche zu vereingen,
Die Rechte flehend hebend, zu erbetteln
Von den Quiriten die verlorene
Und tributäre Krone.
(Schlägt sich mit der Hand gegen die Stirne.)
Dummkopf! Ich
Vergaß die beste Neuigkeit: gefunden
Hat endlich in Egypten man den ....
Gellia. Kleopatra. Calpurnia.
Was?
Silius.
Den Phönix!
Die drei Mädchen (mit Verwunderung).
Wie, den Phönix?
Silius.
Ja, er schien
Ein Märchen nur der Dichter, und jetzt zeigt
Als Wunder er den Leuten sich. Er lebt
Aus seiner Asche wieder auf. Lebend'ger
Ist nach dem Tod er, denn zuvor.
Gellia.
Und werden
Wir solches Wunder schau'n?
Silius.
Gewiß: man will
In Rom ihm einen Tempel weih'n.
Silva.
Er lebt
Nach seinem Tode wieder auf ..... und wir,
Nachdem vor unsern Augen ausgelöscht
Wird sein die Sonne, werden neu wir leben?
Kleopatra.
Mit Deinen Nänien, Silva! Du verstimmst
Uns alle!
Calpurnia (zu Silva laufend).
Denke, daß die Jugend kurz ist
Gleich einem Traum, und eil', sie zu genießen.
Ein ew'ger Schatten folgt auf unsern Tag.
Gellia (zu Silius).
Die neuen Spiele, wann?
Silius.
In kurzem! Schon
Sind für die Augustalien dreihundert
Von Bären eingebracht, und eine gleiche
Anzahl von afrikan'schen Bestien. Das
Noch nicht genug! Denn Claudius will persönlich
Pompejus glänzendes Theater einweih'n,
Das lange Jahre schon, durch Feuersbrunst
Zerstört, darniederlag, und das von Grund aus
Er neu gebaut.

Kleopatra.
Wie lieb' ich doch so sehr
Die Pantomimen!
Gellia (mit Begeisterung).
Meine Leidenschaft
Sind wilde Thiere!
Calpurnia (zu Gellia).
Gladiatorenspiele
Die zieh' ich Allem vor.
Silva.
O weh, die Seele
Entflieht erschreckt dem bösen Schauspiel.
Calpurnia.
Du
Hast keine Seele! Wie beneid' ich immer
Die edlen Frau'n und die Vestalinnen,
Nur weil im Circus ihren Platz sie nächst der
Arena haben. Welches Wechselspiel
Von Kühnheit und von Flucht, von Siegen und
Von stolzen Todeskämpfen. Oh gewaltig
Bei solchem großen Anblick ist der Jubel
Des Herzens!
Silius (Calpurnia umarmend).
Du bist leider keine Römerin,
Arme Calpurnia, wohl aber würdig
Es zu sein.

2. Scene.

Die Vorigen. Pallas.

Pallas (tritt ein, ganz in den Mantel gehüllt).
Schöne Kinder, Gruß Euch!
Gallia.
Venus
Sei gnädig Dir!
Kleopatra.
Seltsamer Gast!
Calpurnia (zu Pallas).
Was hast Du
Gethan? Wozu umwickelst Du den Hals
Mit jener Wollenbinde?
Pallas
Schneidend weht
Der Nachtwind, und ich fürchte mich gar sehr
Vor einem Schnupfen, denn mein ganzer Reichthum
Steckt hier in meiner Kehle.
Silius.
Lector also!
Pallas (zu Silius).
Getroffen! Und ich suche mir Erholung
Von meiner heißen Arbeit hier im Schoße
Der Schönheit. Welcher Tag! Inmitten aller
Der Speisen, der Getränke und der Trübsal
Des Todtenschmauses hab' aus voller Kehle
'Ne Elegie ich deklamirt, die aus zweihundert
Hexametern bestand. Der Todte, Crassus,
War geiz'ger als sein Sohn, er setzte Sklaven
Die krank und sterbend waren, auf den Stufen
Des Tempels Aeskulap's aus — doch der Dichter?
Durch meinen Mund sang er das Lob von seiner
Unendlichen Verschwendung.
Silva.
Sag' und wurdest
Du applaudirt?
Pallas.
Im Hintergrund des Saales
Steht wüthend applaudirend eine Menge
Clienten, wenn durch Zufall etwa schweigen
Die Gäste. — Dann ins Haus Valeria's, einer
Patrizierin aus feinstem Blute, trat ich.
Es hingen an den Thüren dicke Kränze
Von Veilchen und von Rosen, auch die Treppen
Erschienen bunt geschmückt. Die Dame saß,
Empfangend, vornehm lächelnd, Festbesuche
Und Gaben von den hundert Freunden. Niemals
Sah eine häßlichere Alte ich:
Die Zähne falsch und falsch die Haare, fruchtlos
Versucht zu tilgen hatte von Catania
Der Bimsstein alter Runzeln Furchen. Eilig
Hab' mein Poem ich hergesagt, bewundernd
In dem verklärten Antlitz die Versammlung
Der Grazien.
Gellia.
Ging zur Hochzeit sie?
Pallas.
Dies nicht.
Sie glänzte mit dem Jahrestag von ihrer
Geburt.
Calpurnia
(Pallas eilig umarmend und liebkosend).
Oh heut' ist auch der meine! Bitte,
Mach' ein Geschenk mir.
Kleopatra.
Und auch mir!
Gellia.
Und mir!
Pallas (sich von den Mädchen losreißend).
He! welche Räuberei! Weh! laßt mich, Kinder!
Und Dir sag' ich, daß ich einmal 'ne Freundin
Gehabt, die ward zum Unglück inne, daß ich
Zu sehr sie liebe. Um Geschenke denn
Aus mir herauszulocken, sieh, gelang es
Ihr gar in einem einz'gen Jahre achtmal
Geboren zu sein.
Calpurnia.
Das war gescheidt!

Kleopatra.

Mit einem
So großen Geizhals!

Pallas.

Geizig? Lügen kann ich
Euch strafen. Trag' ich nicht bei mir .....

Gellia (hastig).

Ein Halsband?

Kleopatra.

'Nen Ring?

Calpurnia.

Was doch?

Pallas (ein kleines Beutelchen zeigend).

Bonbons!

Kleopatra.

Wie sind sie gut!

Calpurnia.

Ja, delikat!

Gellia.

Und süß!

(Essen hastig die Bonbons.)

Pallas.

Den Athem machen
Sie lieblich duftend. Kaufte sie beim Erben
Des Kosmos, dessen Spezerei'n beliebt
Schon in den Zeiten unsres göttergleichen
Augustus waren.

Silius.

Ganz bewundrungswürdig
Drückst Du Dich aus!

Pallas (zu Silius).

So applaudire, Freund!

Silius.

Des Histrionen Maske, sie versteckt
Dich nicht, ich werde mir Dein wahr Gesicht
Enthüllen!

Pallas.

Immer zu, du Seufzer aller
Verliebten Frauen, schönster Ritter!

Silius.

Willst Du
Heraus mich fordern?

Pallas (lächelnd).

Ich beneide Dich!

Kleopatra (erschreckt).

Weh! zwischen ihnen kommt's zum Streit!

Gellia (zu Kleopatra).

Um was?

Pallas.

Die Furcht ist thöricht, Mädchen, laßt, wir sind
Zwei alte Freunde, und an diesem Ort,
Vereinigt durch den Zufall, wollen wir
Die Nacht in Lustbarkeit verbringen. Siehe,
Da kommt mir eine Prachtidee! Ich fordre
Zum Spiele Dich heraus, und wer von uns
Der Sieger, nun der zeige mit der Beute
Freigebig sich den Mädchen!

Calpurnia.

Eine nette
Idee!

Gellia.

Ich thue feierlich Gelübde
Für Dich!

Kleopatra (läuft Silius zu umarmen).

Und ich für Silius.

Silius (zu Pallas).

Nicht umsonst
Hast Du mich ausgefordert.

Pallas (zu Silius).

Gar zu sehr
Gefällt mir hier die wunderbare Gemme,
Die Dir am Finger glänzt. Wieviel ist doch
Sie werth?

Silius.

Sesterzien hunderttausend!

Pallas.

Beim
Saturn! dem Gott-Schatzmeister, den sie alle
Bestehl'n, — da hast Du sicher mitgerechnet
Die Geberin. Nichtsdestoweniger
Halt' ich den Pakt.

Silius.

Ich auch!

Pallas.

Und welches Spiel?

Silius.

Den Diebshazard.

Pallas.

Gib acht, daß Du mir nicht
Den Griechen machst!

Silius.

Geboren bin ich römisch
Und frei!

Pallas (zu Gellia).

Komm', Mädchen, führ' uns.

Gellia.

Lache Dir
Das Glück!

3. Scene.

Silva (allein).

Allein denn endlich! — Wie bin ich
Verändert! Und warum? Ich weiß nicht. Heißes
Verlangen hab' zu weinen ich. Und doch
Dort, dort, bei jener ernsten Lieblichkeit
Der Lieder und Gebete fand den Frieden

Ich ganz .... Die Stunde naht, und ungesehen
Will fort ich.
(Schreitet gegen die Straße und kehrt erschreckt um.)
Da — wer kommt da?

4. Scene.

Silva. Bito.

Bito (Auf der Schwelle erscheinend).
Ich bins!
Silva.
Bito!
Bito.
Mißfällt es Dir?
Silva.
O nein!
Bito.
Es schien mir so.
Silva.
Nein, glaube ..... Hast Du heute auch gekämpft
In der Arena?
Bito.
Dies Geschäft, im Spiele
Zu morden, um nicht selbst durch Mord zu enden,
Ist gar zu niedrig, eine Last ist mir's
Schon längst.
Silva.
Zerbrich das mörderische Eisen
Und werde Mensch!
Bito.
Ja, Asiaticus
Der größte der Patrizier, wollte dies
In einer feierlichen Stunde, da
Er mir die Freiheit gab, doch mich besiegte
Gewohnheitsmacht, die schlimme. Und Du, Silva,
Was treibst denn Du? Wenn Deine reizenden
Gefährtinnen in jugendvollem Leichtsinn
Sich laut ergehn, und ringsum Jubel herrscht,
Entfliehst Du schweigsam, trauervoll und denkst....
Ja, woran denkst Du? Weg damit! Komm' her
Zu mir! Wie haben Dich die Schmückerinnen
So zart geschmückt. Es tropfen Deine Haare
Von pers'schen Narden, und die kleinen Oehrlein,
Sie zerret das Gewicht der großen Perlen.
Du arme Silva!
Silva.
Du beklagst mich? Mögen
Dir meine Thränen danken!
Bito (sie liebkosend).
Seltsam Mädchen.
Silva.
Gladiator, o Du bist so gut, mein Herz,
Es überredet mich, Dir zu vertrauen.
Bito.
Was kann ich für Dich thun?
Silva.
Seit ein'gen Tagen
Trag' ich mit einem großen Plane mich,
Entschlossen auch, ihn auszuführen: diesem
Verruchten Ort will ich entflieh'n, und nie
Setz' ich hierher den Fuß mehr.
Bito.
Und wohin
Gedenkst, Verlaß'ne, Du zu gehen?
Silva.
Dahin,
Wo mich die inn're Stimme führt.
Bito.
Bedenke
Dich wohl!
Silva.
Umsonst räthst Du mir ab, ich habe
Beschlossen!
Bito.
Die entlauf'nen Sklavinnen
Bestraft der Kerker und die Stäupung ....
Silva.
Mich
Erschreckt kein Schmerz. So höre denn.
Bito.
Ich bin
Ganz Ohr!
Silva.
Es war am Fest der Saturnalien,
An jenem Tage, der von Claudius noch
Hinzugefügt ward: Jubel überall,
Und öffentliche Gasterei'n und tolles
Gejage, lautes Schrei'n und Singen. Ich,
Mit List von den Gefährten wußt' ich mich
Zu trennen. Ganz allein ging ich vom Orte
Abseits durch unbekannte Gäßchen. Ohn' es
Zu wollen schritt ich fürder durch die Porta
Capena. Drüben sank die Sonne. Ruhe
Verbreitete sich über die Campagna,
Die ernst sich dehnte neben jenen langen
Einsamen Gräberreih'n. Da traf mein Ohr
Ein Echo von Gesang, entfernt, es schien
Als ob er aus der Erde käme, langsam
Und feierlich. In jenem Augenblicke
War mir's als ob geführt ich würde, leise
Von unsichtbaren Händen. Und so kam ich
Und stieg hinab zu der geheimnißvollen
Behausung. Eine Höhle, feuchte Wände,
Ein dürftig Lämpchen zeigte mir mit schwachem
Geflimmer knie'nd vor einem Kreuze, eine
Gemeine .... Ehrfurcht faßte mich, und ich
Auch neigte meine Stirne. Dann erhob

Ein Mann sich, wie der Schnee so weiß war sein
Gewand und er begann zu sprechen, sanft
Verkündend, daß die Armen, die Belad'nen
Gar theuer sind dem Vater, der im Himmel
Da droben wohnt, und daß der Uebermuth
Zu Falle komme, denn das neuempfangene
Gesetz, es sei die Liebe, welche alle
In ihrem göttlichsüßen Kuß umarme.
Er endete, und Alle, die da knieten,
Erhoben laut noch einmal jenen Hymnus.
Und mir erklang in jenen reinen Stimmen
Von Frau'n und Kindern, eine Hoffnung nach
Dem Vaterlande dort jenseit der Sterne,
Das unvergänglich, ewig!

(Lärm und Geschrei aus dem Nebenzimmer).

Bito.

Was verheißt
Dir dieser Hymnus, frech und wild?

Silva.

Ich bin
Verloren. Oh, sie werden mich entdecken.

Bito.

Trau Keinem, Mädchen, hüte Dich!

Silva.

Hier nennt
Man Sklavin mich, dort Schwester.

Bito.

Gehe denn!

Silva (nach einem Augenblick zu Bito).

Vielleicht seh'n wir uns nimmermehr, wirst Du
Wohl manchmal meiner denken?

Bito (sie auf die Stirn küssend).

Arme Silva!

Silva.

Leb' wohl! leb' wohl!

Bito.

Es mögen Dich beschützen
Verliebte, die die Nacht durchirren, und
Die Wächter.

Silva.

Schützt mich doch mein Glaube.

5. Scene.

Bito (nach einem Augenblicke des Schweigens).

Im
Verwirrten Geiste eines Weibes stellt
Das Treiben sich der Welt dar. Unsre Götter
Veralten. Werden sie wohl besser sein,
Die Neuen? Oh — die künft'ge Welt entscheide
Darüber — Wir indessen schreiten zum
Verderben. — Immer schwebt vor der Erinnerung
Mir jene schöne Stunde: Cajus war
Gefallen, und die Consuln, der Senat,
Verkünden sollten sie vom Capitole
Die alte Freiheit — da, Fortuna's Hand
Erwischt im Neste seiner Furcht'nen Schwächling,
Und der zerstört die großen Träume. Jener
Lebend'ge Dummkopf, Seel' und Blut des
Jul'schen
Geschlechts, bewegt die Plebs vielmehr als die
Erinnerung an tausend todte Brutus ....
Wer weiß, vielleicht hat's recht, das Volk, denn ein
Gefall'ner Adler gilt soviel nicht als
Hier das Insekt, das Dich umsummt. — Und ich?
Vom Circus zur Taberna tauml' ich, oder
In diese niedrige Gesellschaft von
Verworf'nen Dirnen und von Dieben. Weh mir!
Was bleibt? Ich kämpf' umsonst! O edle Tugend
Des Asiaticus, Du bist genug,
Um mir die Scham zu wecken ....

(Von der Schwelle hinaussehend.)

Welche helle,
Verklärte Nacht! Im Lieben unbeständig
Hast Luna Du, wie heut, mit allen Reizen
Gelächelt dem Caligula. Verworfne,
Daß Wolken Dich verhüllten! Ich verachte
Dich, Buhl'rin des Tyrannen! — Als ich kam,
Lag unter einem Porticus laut schnarchend
Ein Trunkner, und mit ausgereckten Armen
Versperrte er den Wandelnden den Weg:
Mir schien der träge Körper das Symbol
Von unsrer Stadt zu sein.... Ho! endlich werd' ich
Ein Abenteuer haben, denn da kommt
Ein Weib!

6. Scene.

Bito. Messalina.

Messalina

(tritt ein in Gedanken, schaut umher und sucht ihr Antlitz mit dem Gewande zu decken).

Verloren hat er meine Spur .....
Weh mir, ich halte mich nicht aufrecht ... mich
Besiegt die Angst.

Bito.

Ich kann Dir meinen Arm
Zum Schutz anbieten, wer verfolgt Dich?

Messalina

(mit einem Schrei, sucht sich zurückzuziehen).

Hörtest
Du mich? was willst Du?

Bito (sie verfolgend).

Fliehst Du mich?

Messalina.

Ich suchte
Nicht Deine Hilfe!

Bito.

Weib, Du schwankst!

Messalina.

Nein, Nein!
Das ist nicht wahr: frei kann ich gehn! Ich irrte
Im Wege mich.

Bito (sich auf der Schwelle pflanzend).

Das freie Geh'n, erlaube,
Daß ich Dir's nicht gestatte.

Messalina.

Was für Recht
Hast Du?

Bito.

Mein Recht, es ist die tiefe Nacht,
Und meine Laune.

Messalina.

Würdest gegen mich
Gewalt Du etwa brauchen?

Bito.

Nein, ich wünsche,
Ins Antlitz Dir allein zu schau'n, denn sieh,
ich meine,
Daß schön Du bist!

Messalina.

Oh weh mir, laß mich!

Bito.

Wohl
Ein grober Fechter bin ich, doch das Weib
Beleidige ich nicht, sei's, daß sie auch
Auf schmutz'gen Wegen der Suburra ginge.
Doch warum zitterst Du?

Messalina.

Berühr' mich nicht!

Bito.

Wer weiß, welch ein germanisch Mädchen jetzt
Bejammert die geraubten blonden Haare,
Mit denen in der Nacht Du prunkst, betrügend
Geliebten oder Gatten. Doch Du schmücktest
Zu flüchtig Dich, denn eine rabenschwarze
Flechte fällt Dir gewiß recht unwillkommen
Hier auf den Hals.

Messalina.

Ein jedes Deiner Worte
Wird mir zur Qual. Gib mir die Bahn frei, denn
Was Uebles that ich Dir? Ich bitt' Dich, habe
Erbarmen!

Bito.

Alle Götter, Deine Stimme
Berührt gar seltsam mich!

Messalina.

Was meinst Du?

Bito.

Laß mich
In Deine Augen schauen!

Messalina (zu fliehen versuchend).

Nein!

Bito (dringlicher).

Ich will es!
Umsonst hoffst Du Dich zu verbergen.

Messalina.

Weh' mir!

Bito.

Bin ich verrückt? Ist das ein Trugbild? Ist's
Ein Wunder? Messalina!? . . Du?

Messalina.

Ich bin's.
Sprich leise!

Bito.

Kaum glaub' Deinem Wort ich! Du!
Zu dieser Stunde und an diesem Ort?
Und ganz allein? Wie lodert durch mein Blut
Die Flamme jenes alten Fiebers. Zufall,
Allmächt'ger Du! So macht denn die Suburra
Noch einmal Dich dem Gladiatoren gleich,
Dich göttlich Weib des göttergleichen Claudius!

Messalina.

Mein Name möge Dir die freche Zunge
Verbrennen. Treib' nicht Mißbrauch mit
der Lage.
Wer bist Du? Sprich! Ich kenn' Dich nicht . . .

Bito.

Es breiten
Die neuen Liebesthaten schnöd' Vergessen
Auf die Vergangenheit. Du kennst mich nicht?
Erinnre Dich an Zeiten und an Menschen,
An Dinge . . .

Messalina.

Laß mich! Nein!

Bito.

Du mußt mich hören!

Messalina.

O Schicksal!

Bito.

An dem Tag des Circus war's:
Du saßest droben voller Majestät, Dein Gatte
War schläfrig Dir zur Seite. Ueberall
Die ungeheure Menge, voller Unruh,
Sich klammernd an die Statuen, an die Säulen.
Das Standbild des Augustus, nicht zu schaudern
Vor jener großen Metzelei, es war verhüllt
Mit einem Schleier. Weicher Marmor, Du
Hast zarte Nerven! Ungeduldig harrt
Des Zeichens Alles — drauf: zwei Kämpfer-
scharen,
Sie stürzen wild von der Arena Rande
Sich aufeinander. Jene Menge, eben
Noch rauschend, wird mit einmal still. Es ist
Als ob es Eine Seele wär', ein einzig
Verlangen. Nichts wird rings gehört als Klirren
Der Schwerter, dann und wann ein kurzer Ausruf

Des Beifalls bei besonders guter Wunde,
Und Pfeifen und Verwünschungen, wenn Einer,
Noch unbekannt mit der beliebten Kunst
Zu fallen und zu sterben. Blut'ge Streifen,
Sie ziehn die Bahn durch die Arena, wo
Man widerlich, die Haken in der Brust
Die Leichen weggeschleppt. Ich, immer siegreich
In allen Kämpfen mit den Gladiatoren,
Ich hatte, zu bekämpfen mich, nur Einen
Noch unbesiegt. Wild war der Gegner, hart das
Gefecht, voll Trotz. Doch endlich warf ein Stoß
Ihn in den Staub. Er fiel, gleich einem Bildwerk
Aus Marmor, mehr der Kunst gedenkend, als
Des Schmerzes. Durch den weiten Circus ging
Getöse. Nach dem kaiserlichen Podium
Warf ich den Blick, für den Gefallenen
Begnad'gung zu erflehen, doch der Kaiser ...
Er saß und schlief. Du aber, schön und grausam,
Der Wollust wildes Feuer Deinen Augen
Entflammend, ohn' Erbarmen wandtest Du
Den Daumen zu der Erde. Die Vestalinnen,
Die Senatoren und das Volk, sie ahmten
Dein Beispiel nach — —. Aus tiefster Brust
gebrüllt
Hab' damals ich dem Leuen gleich, mir war's,
Als ob das unbarmherz'ge Eisen, das
Den Rest von jenem Leben löschen mußte,
In mein Fleisch drang. Mein Feind blieb stumm,
Verschied. Die Menge, die erhob sich, jubelnd
Erklärt' für todt sie ihn.

Messalina.

Genug!

Vito.

Und jetzt
Wirst Du mich kennen! — Die geheimste Kammer
In dem Palast empfing mich jene Nacht ..

Messalina.

Oh ende, aus Barmherzigkeit!

Vito.

Ein Duft
Von tausend Wohlgerüchen, süße Luft
Berauschte meine Sinne, und zu jener
Wollüst'gen Raserei der schönsten Stunde
Erschienst Du mir ..... oh! ..

Messalina.

Ich beschwöre Dich ...
Willst Du mich tödten? Ende! Ende!

Vito.

Als
Der Morgen anbrach, da warfst Du mich weg,
Sowie man ein zerbrochen Schwert wegwirft.

Messalina.

Weh' mir!

Vito.

Die Wunde, die Du mir ins Herz
Gerissen, blutet immer noch, und Frieden
Hatt' ich nicht mehr, und ohne Rast sucht' ich
Dich überall; schon segnend mein Geschick
War mir's vergönnt nur, aus der Ferne, in dem
Theater, vor den Tempeln, auf den Straßen,
Wie Du vorbeizogst, stolz und glänzend, Dich
Zu schauen — zu bewundern. Ich vergaß,
Daß meine Augen aus der Menge Dich
Verfolgten, und vor Liebe bebt' ich. Nach
Den tausend Leiden und nach all der feigen
Trostlosigkeit, nach Thränen und nach Zürnen
Voll Ohnmacht, gegen alle Hoffnung, halt' ich
Dich endlich hier von Furcht und Scham erbebend,
Und Du verlangst zu flieh'n? Ho, jene Wildheit,
Die mich zu lieben einst Dich zwang, befällt
Jetzt mich und Du bist mein!

Messalina.

Du tödtest mich!
Noch einmal: laß Dich nicht unedle Wuth
Besiegen! Was erhoffst Du? Höre mich:
Vernunft nimm an, Verrückter, bieten kann
Soviel Du willst ich Dir, ja mehr, als je
Die unbegrenzte Gier des Geiz'gen wagt
Zu wünschen. Willst Du herrschen über eine
Provinz? Befiehl! Du weißt, ich schlage Dir
Nichts ab: es genügt ein Wink und Du bist mehr
Als König.

Vito.

Mach' zu Deinem Sklaven mich,
Doch liebe mich!

Messalina.

O Trotz'ger willst Du mein
Verderben? Nicht mehr bin ich Kaiserin,
Ein schwaches Weib umarm' ich Deine Kniee!
Vergieb mir!

Vito.

Nimmer! Diese Deine Thränen
Erwecken in mir eifersücht'ge Wuth.
Und die Suburra würdig ist sie ganz
Verworfner Streiche! Sprich, hat Dich hierher
Geführt die Liebe nicht für Silius, diesen
Bewunderten Adonis, diesen Abscheu
Der Guten und der Edlen, höchster Wunsch
Doch jeden Weibes, das Dir gleicht, o Weib
Des Claudius! Und doch liebt er Dich nicht!

Messalina.

Das —
Das lügst Du!

Vito.

Nein, er liebt Dich nicht! Ich meinte
Vor wenig Augenblicken seine Stimme
Zu hören.

Messalina.
Seine Stimme?
Bito.
Ja, und hier
Bei vollen Bechern, bei verkauften Mädchen
Durchrast die Nacht in Orgien er, und Deine
So glüh'nde Leidenschaft, sie wird von ihm
Verachtet, läßt ihn kalt wie Deine Liebe,
Die rasende, und Deine gegenwärt'ge
Gefahr. — Vernimmst Du nichts? . . .
Messalina.
Verächtlicher . . .
Ich gehe selbst . . . .
Bito (sie zurückhaltend).
Versuch' es, meine Hand,
Des Starken Klaue ist sie.
Messalina.
Ach!
Bito.
Kein Wort —
Und folge mir!
Messalina.
Du läßt mich! . . . Achtest Du
Auf Bitten nicht — jetzt droh' ich: wohl, verderben
Kannst Du vielleicht mich, doch ich schwöre Dir
Bei allen styg'schen Göttern, daß auch Du
Wirst untergehen!
Bito.
Den mit Gleichmuth ich
Noch stets herausgefordert: jeden Tod
Verlach' ich. Komm! . . . .
Messalina.
Und nein!
Bito.
O komm und nimm
Mein Leben dann, ich werde glücklich sterben.
Messalina.
Ich werde Dich in einem andern Haupt, geliebt
Von Dir so sehr, zu treffen wissen.
Bito.
Und
In wem, Verruchte, sprich!
Messalina.
Wohlan, in Deinem
Valerius Asiaticus!
Bito.
Dann Fluch
Aufs Haupt Dir!
Messalina.
Hilfe!
Bito.
Willst Du schweigen?
Messalina.
Schützt,
O schützt mich! . . . er, er will mich tödten!

6. Scene.

Bito. Messalina. Silius. Pallas. Gellia. Calpurnia. Kleopatra.

Silius.
Was für
Geschrei? . . . Du!? . . .
Messalina (zu Silius).
Rette mich!
Bito (das Schwert ziehend und Silius anlaufend).
Hei! nobler Kämpfer
Für lose Dirnen!
Silius (zu Bito).
Circushelд!
Bito.
Nun wag's
Mit mir! Deine zarten Venusinnen werden
Ja weinen! Deine Schönheit will ich zeichnen!
Silius.
Prahlhans der Saturnalien!
Pallas (sich zwischen die Gegner stellend.)
Gebet Ruhe!
Und weg!
Bito (zu Pallas).
Zurück!
Messalina.
Verwünschte Nacht!
Pallas.
O welch
Gezeter!
Calpurnia.
Seht, sie greifen zu den Dolchen!
Gellia.
'ne Schlägerei!
Kleopatra.
Entflieh'n wir . . . .
Calpurnia (auf die Straße laufend und schreiend:)
Hierher! hierher!
Ihr Wächter, hier!
Pallas (zu Silius und Bito).
Werft weg die Waffen! Der
Triumvir!

7. Scene.

Die Vorhergehenden. Der Triumvir der Nacht Wächter.

Der Triumvir (plötzlich eintretend.)
Wer beginnt Tumult?
Bito (zum Triumvirn).
O Du
Kommst grade vom Olymp! Und Zeus ist Wächter
Der Stadt wie Du von der Suburra. Jeder
Ergibt dem Schlaf sich sorglos, denn Du wachst
Für Alle, Schrecken Du der Diebe, wie

Der Liebenden, Du Sicherheit der Reichen
Und Ehemänner! Deiner Wachsamkeit
Will einen würd'gen Ort ich zeigen: stelle
Nur Deine Häscher um den Palatin auf,
Dort, wo der Claudius Sitz hat, dem die Erde
Den Weihrauch spendet und Tribute, der
'ne Puppe ist, gewickelt in die Fetzen
Der kaiserlichen Draperie'n. Erschrickst Du?
Sieh, dieses Weib, das fliehen möcht', und krampfhaft
Mit ihrer Hand das Angesicht bedeckt —
Ja weißt Du, wer es ist? So sag' ich's Dir:
Es ist das Weib des Kaisers: Messalina,
Die Göttliche!

Die Mädchen.

Wie, Messalina!

Bito.

Ja!
Die in der tiefen Nacht sich vom Palaste
Gestohlen, wie ein Weib des Volks, verfolgend
Voll Leidenschaft den frechen Buhlen. Sie
Befleckte Rom, indem sie auf die Stirne,
Auf die erlauchte, sich des Freudenmädchens
Blonde Perrücke drückte. Dieses Rom,
Das nach achthundert Jahren, reich an Schlachten,
Und soviel Tugend edler Frau'n und Mütter,
Sich zu des gegenwärt'gen Kaiserthums
Gewalt'ger Größe aufschwang! O Triumvir,
Befolge meinen Rath: mit Deinen Wächtern
Umstell' die Wohnungen des Palatin's,
Und glaube mir: es sind dort solche Höhlen
Von Missethätern — im Vergleich mit ihnen
Beherbergt die Suburra edle Frau'n,
Erhab'ne Bürger wie in einem Tempel!

Der Triumvir (zu Bito).

Ich zeihe Dich des Majestätsverbrechens!

Silius (zu Bito).

Rebell!

Bito.

Daß keiner wage, sich zu nah'n,
Ich strecke ihn zu Boden! . . .

(Geht ab, sich mit dem Schwerte schützend).

Der Triumvir.

Man verfolge Ihn!

(Einige Wächter verfolgen den Gladiator).

Messalina.

Tödtet ihn! Das Herz will mir die Brust
Zersprengen. Meinem Zorne fehlt das Wort.
Rebellen all'!

(Auf Silius zeigend zum Triumvir):

Den führst Du in's Gefängniß
Des Palatin's.

Pallas (sich Messalina vorstellend).

Auch mich, o Herrin?

Messalina (zu Pallas).

Lachst Du?
In's Knie! und zittre vor mir! Was ich sei,
Sollst, feiger Freigelaß'ner, bald Du lernen!

Wie ich Feuilleton studirte.

Von **Hans Wachenhusen.**

II.

Es war wohl mehr eine Perlschnur interessanter Zufälligkeiten, daß gerade ich so oft und so Mancherlei von der graziösen Kaiserin Eugenie und der Mère Montijo zu erzählen hatte, und das war natürlich eine besondere Empfehlung an die napoleonische Behörde. Aber man denke sich: welch ein herrlicher Stoff für einen jungen Feuilletonisten, diese Kaiserin, die von der Mansarde des Vendome-Platzes auf den Thron von Frankreich kletterte!

Eugenie war damals die Fée bleue der ganzen Frauenwelt. Sie regierte die Französinnen und diese regierten die Franzosen. Napoleon selbst hatte also damals nur mit der „Marianne" und den übrigen Verschwörern und politischen Uebelthätern zu thun. Sein Volk war in guten Händen. Die Journalisten fraßen ihm aus der Hand und die Nation hatte vollauf zu thun, um den Wohlstand zu erwerben, in welchem wir es 1870 fanden.

Das erste feuilletonistische Malheur mit der Kaiserin passirte mir, als ich Ohrenzeuge der Erzählungen zweier liebenswürdigen jungen Gaditaner, zweier junger Elegants aus Cadix war, von denen der eine in der indiscretesten Weise uns im Café — im hintersten Stübchen des alten Café Helder — seine Liebschaft mit Eugenia Montijo erzählte. Das Unglück wollte, daß der Milchbruder des seligen Herzogs von Reichsstadt, ein Marquis, dessen Namen ich vergessen, der aber als Mouchard bekannt war, an der Thür des Nebenzimmers saß und das mit anhörte. Welch ein Wasser auf seine Mühle!

Am nächsten Morgen waren die beiden jungen Spanier aus ihrem Hôtel verschwunden und man hat sie nicht wieder gesehen. Ich aber schrieb darüber im Feuilleton einer deutschen Zeitung, die natürlich confiscirt wurde, und erhielt wohl den ersten Schwarzenpeter-Strich bei der Pariser Polizei.

Schon während der ersten dortigen Weltausstellung hatte ich die Ehre, eines Morgens der Führer der Kaiserin durch die deutsche Abtheilung zu werden. Ich besitze ein Bild der Kaiserin, eine Kreidezeichnung, die ich, ehrlich gestanden, beim ersten Besuch unserer Vorposten im Schloß von St. Cloud aus dem Schlafgemach der Kaiserin „gerollt". Das Bild hat für mich viel Interesse, denn es erinnert mich lebhaft an ihre damalige noch blühende Schönheit — sie war damals Dreißig.

Es war, wie gesagt, das ein merkwürdiger Morgen, jener in der Ausstellung. Ich habe schon früher davon erzählt, aber es ist jetzt vergessen. Napoleon betrat mit der

Kaiserin am Arm die Ausstellung und schritt geradeswegs auf Deutschland zu. Als er eintrat, waren nur einige untere Beamte erst da. Große Verlegenheit von wegen des französisch Sprechens. Aber der Kaiser sprach ja deutsch! Das tröstete.

Bei seinem Eintreten also fiel sein erster Blick auf eine vis-à-vis an der Wand angebrachte Pyramide von Helmen der preußischen Armee. Die flüchtig gelegten Dielen zitterten — und kein Wunder, denn unter dieses Mannes Fuß zitterte ja damals ganz Europa — der oberste Helm, ein Garde du Corps-Helm, machte sich auf, fiel herab und rollte Sr. Majestät unterthänigst zu Füßen.

Ich sehe noch das dämonische Lächeln Napoleons, als er das blanke Ding vor sich liegen sah. Er, der abergläubischer als Wallenstein, mochte darin eine gute Vorbedeutung, einen Wink des Schicksals sehen, denn er nannte sich ja selbst ein „instrument de la providence". Aus Dankbarkeit kaufte er an dem Morgen Angesichts der Helme eine kostbare Solinger Klinge.

Die Kaiserin hatte sich inzwischen vom Arm ihres Gatten getrennt, der eben mit der „providence" beschäftigt war und eins der „Instrumente" kaufte, welche leider die Geißel unsres Jahrhunderts geworden. Sie trat an die gegenüberstehenden Vitrinen und schaute nach einem Führer umher, der ihr erklären könne, und daran war Mangel an so frühem Morgen. Einer der unteren Beamten beschwor mich, die Kaiserin zu führen, und so stellte ich mich der Allergnädigsten denn vor. Sie war sehr huldvoll und sehr neugierig und ich meinerseits habe in meinem Leben kein so parfumirtes Französisch gesprochen wie damals. Und kann man denn auch ein größeres Glück haben als junger Feuilletonist!

Napoleon holte uns ein, als wir mitten unter lauter Filzen und Flanellen der rheinischen Tuchfabrikanten umherwandelten, und gönnte mir einen müden Blick aus seinem boshaft schläfernden Auge.

Ein Jahr darauf fand ich in Madrid Gelegenheit zu den undankbarsten Indiscretionen gegen die hohe Frau. In Madrid kannte und kennt sie Jeder, und kein Wunder, sie hatte ja dort die Stiergefechts-Programme als „Director" unterzeichnet. Ich selbst habe noch ein solches unter meinen Reise-Charteken, unter welchem ihr Name als „Director" gedruckt steht.

Man kannte sie aber auch als Freundin der Stierfechter. Man wußte, daß sie mit dem berühmten Montez unter vier Augen soupirte, auch mit Chiclanero, so behauptete man. Sie war ein feuriges Naturel, das seinen Spielraum verlangte; sie schwärmte für die Corridas wie jede Spanierin; sie verehrte die Helden derselben. Das war nicht das Schlimmste, was man ihr nachsagte!

In den Salons der Madrider Aristokratie lernte ich ihre Schwester, die Herzogin von Alba kennen, eine lebhafte, geistvolle und wunderbar schöne Frau, tief brünett im Gegensatz zu der blonden Kaiserin. Die Gräfin von Alba war nur Bürgermeisterin von Madrid geworden, und ließ deßhalb gern ihren Spott an der Majestät, ihrer Schwester, aus. Sie hörte also lächelnd zu, als mir eine der Damen die Liebschaft Eugenie's mit Pepe Alcanises, dem Herzog von Sesta, erzählte und bestätigte dieselbe, — mit demselben Herzog, den die Kaiserin später mit der Morny verheirathete.

Der gute Pepe war einer der flottesten Elegants von Madrid; Eugenie Montijo, oder Teba meinetwegen, war rasend in ihn vernarrt; er nicht in sie. Auf dem Prado in Madrid vergaß er sich so weit, sie öffentlich zu verhöhnen und Eugenie fuhr, von sich

selbst kaum wissend, weinend nach Hause und nahm — Gift. Wie das aber oft Leuten passirt, die damit nicht umzugehen wissen, hatte sie die medizinische Vorschrift vergessen, die Arsenikflasche umzuschütteln; sie trank nur eine leichte Auflösung und kam mit den Schmerzen davon.

Die Geschichte ist vollständig wahr, ich erzählte sie deßhalb. Ich bestreite nicht, daß ich sie etwa nicht erzählt hätte, wenn sie erfunden gewesen wäre.

Als ich nach Cadix kam, sagte man mir dort, wo sie einen Theil ihrer ersten Jugend verlebt, bereits von der illegitimen Geburt der Kaiserin, was jetzt vor Kurzem erst als Gegenstand eines Prozesses durch alle Zeitungen lief. Auch ich sprach öffentlich davon, aber auch das ist vergessen worden.

Damals nämlich sagte man mir in Cadix eine andere Version als die gegenwärtig circulirende: Graf Teba habe schon lange vor Eugenie's Geburt mit der Montijo in Scheidungsprozeß gelebt. Der Jahrgang der Gaditaner Zeitung, in welcher dieser Prozeß gestanden, sei vernichtet worden, ich solle aber in Paris denselben Jahrgang der Gazette des Tribuneaux suchen, die diese Verhandlungen abgedruckt, der aller Wahrscheinlichkeit nach jedoch auch bis auf das letzte Blatt vernichtet worden — und so war's auch.

Ein rechtschaffener Feuilletonist läßt sich solche Stoffe nicht entgehen. Als ich wieder in Paris erschien, trat zum ersten Male der Mann mit dem Dreimaster, der Sergeant de Ville, bei mir ein, um mir einen — ich muß es sagen — in höflichster Form abgefaßten Ausweisungsbefehl zu übergeben. Es hat mich das indeß nicht gehindert, immer wieder nach Paris zu gehen und dasselbe gewissermaßen als zweite Heimath zu betrachten.

Es war ja ein wunderbar dankbares Versuchsfeld für einen jungen Feuilletonisten, dies Paris im Flor des wiederaufgegangenen Kaiserreichs mit seiner in der Krim geholten Gloire, seiner neuen aus den Abenteuern des gekrönten Parvenu recrutirten Aristokratie, dem märchenhaften Luxus, der galanten Lüderlichkeit aller Kreise, namentlich der höchsten, dem Wettrennen der ganzen neuen Gesellschaft nach Sensation und Decoration, den Theatern und endlich den tausenderlei „Cancans", welche dies neue Tohubohu den Boulevards und den Kaffeehäusern lieferte.

Damit freilich verschwand auch das alte, ehrliche, solide Feuilleton. Die „Chronique" trat an seine Stelle, dem rechten Namen nach die Chronique scandaleuse. Die Feuilletonisten ersten Ranges sammelten ihre Stoffe in den Salons bis hinauf in das Palais Royal, wo Plon-Plon den Hofrevolutionär als „rother Prinz" spielte und die Journalistik und die Emigration um sich sammelte, und bis zu den Tuilerien, ja bis in die geheimsten Gemächer der Kaiserin, in welchen Prosper Merimé bekanntlich seinen „Strapontin" hatte. Sie sammelten ihre Stoffe in den Logen und Garderoben der Actricen, in denen die köstlichsten kleinen Scandäle von den geschminkten Lippen der Mademoiselle X oder Y flossen, während sie ihre Glieder mit dem engelfarbigen Maillos überzog, und in den Boudoirs der haute cocotterie, in denen die Fürstin von Breda ihrem intimen Chroniqueur die geheimsten Beziehungen zwischen dem Faubourg Montmartre und dem Faubourg St. Germain oder die gekrönten Abenteuer im Moulin rouge oder im Café anglais anvertraute, deren Heldin sie selbst oder ihre Freundinnen gewesen. Sie sammelten ihre Stoffe auf dem Turf von Longchamps und wußten ganz genau, warum der Prinz Trois Etoiles einen unbedeutenden Aderlaß im Bois de Vincennes erhalten.

Die niederen Chroniqueure verschmähten nicht, ihre Stoffe um die Zeit und da zu sammeln, wo der Chiffonnier mit Hacke und Laterne die Orangenschalen sucht; alle aber fanden — alle deckten täglich ihren Tisch und servirten dem skandalsüchtigen Paris die pikantesten Geschichten.

Das Feuilleton ging sonach, mit fortgerissen durch die neue Gesellschaft des neuen Kaiserreichs, in die Chronique scandaleuse über; die Boulevards-Blätter, an der Spitze der Figaro, öffneten täglich eine Pandora-Büchse, aus der die seltsamsten Odeurs über Paris ausströmten; selbst Henri Rochefort, der damals noch keine politischen Dummheiten gemacht, verschmähte diese Odeurs nicht. Für die Cocotterie ward ein eignes Organ gegründet, „la Vie parisienne", das eben deßhalb in den höchsten Kreisen seine Leserinnen und Beschützerinnen fand. Villemessant, der gewandteste aller literarischen Faiseurs, ward mit seinem Figaro ein reicher Mann, die Chroniqueure der Boulevard-Blätter verdienten spielend für ein paar tägliche Kalauer und ein bischen hübsch aufgeputzten Blague ihre 30—50,000 Francs und tranken ihren Champagner, von den süßesten Lippen kredenzt, und wollte einmal der Stern eines von ihnen untergehen, so begann er irgend einen kleinen Krakehl mit einem Collegen oder einem Cavalier en vogue, ritzte sich mit diesem das Armgelenk und ward wieder der Mann des Tages.

Man kam sich recht armselig unter diesen Collegen vor, die bis an den Hals in Stoff und Zerstreuungen, in Honorar und Gloire wanderten! Als ich damals wieder nach Berlin kam, sah und las ich Kossack, der seine pikante Detail-Malerei aus dem Berliner Leben wöchentlich an ein halbes Dutzend Zeitungen lieferte. Er ließ sich's recht sauer werden, denn Berlin gab damals so spottwenig her für einen Feuilletonisten, und kein Wunder war's, wenn er stumpfe Zähne davon bekam. Ich bewunderte seine Ausdauer. „Ich bin wie ein Chausseegeld-Einnehmer", sagte er. „Ich strecke meinen Klingebeutel heraus und Jeder, der vorbei kommt, muß mir sein Scherflein zahlen!" Es war dies ein bös Stück Arbeit für einen geistreichen Mann!

In Berlin hat das Feuilleton denn auch wirklich niemals rechten Boden gefunden; in Wien, ja! Aber es ist seltsam genug, daß, was in Wien die deutsche Tagespresse so üppig und überfluthend leistet, eben — außerhalb Deutschlands geschrieben wird!

Sonette.

Nach dem Dänischen von **Emma Klingenfeld.**

(Aus Paludan Müller's Epos: Adam Homo.)

1.

Durch Dich, ja, nur durch Dich ist mir das Gut
Des reichen Erdenlebens aufgegangen.
Ich war so einsam, fühlte solch ein Bangen
Wie der Delphin, der in der Tiefe ruht;

Bis voll und laut, in mächt'ger Liebesgluth,
Die Worte Deines Mundes zu mir drangen,
Die heißen Worte, die mein Herz bezwangen.
Da schwamm empor ich an die klare Flut.

Und durch den reinen Aether hört' ich beben
Den süßen Laut und fühlte, wie das Leben
Bei seinem Klang mir in die Seele rauscht.

O Liebster! Laß mich öfter noch und länger
Vernehmen diesen Laut! Du bist mein Sänger,
Ich Dein Delphin, der Deinen Liedern lauscht.

2.

Oft, wenn ich mich in meinen Garten stehle,
Wo Baum und Strauch von Gottes Güte reden,
Wo jeden Morgen gleichsam mit Gebeten
Die Vögelschaar begrüßt aus voller Kehle;

Dann steht auf's Neu Dein Bild vor meiner Seele.
Mir ist, ich hab' das Paradies betreten;
Mir ist (damit vollkommen sei mein Eden),
Als ob sogar die Schlange drin nicht fehle:

Das ist die Lust, Dir bis ins Herz zu sehen,
Die Lust, Dein früher Leben klar zu wissen,
Die wieder mich und wiederum versucht.

Sag', würd' ich wohl mein Paradies vermissen
Und würde all die Herrlichkeit vergehen,
Wenn einst ich pflückte der Erkenntniß Frucht? —

3.

Mir träumte — o, wie macht ein Traum erbeben! —
Denn deutlich sah ich Alles um mich her
Erstarrt und todt; da war kein Athem mehr,
Dein Name ausgelöscht aus meinem Leben.

Ich fühlte tiefe Oede mich umgeben,
Als wär ich ein Gefäß, des Inhalts leer,
Als ob der edle Trank verschüttet wär'
Und ich ein dürrer Weinstock ohne Reben.

Da wacht' ich auf, sah um mich — und es malte
Der junge Tag Dein Bild, das herrlich strahlte
Vor meinem Blick in reiner Jugendhelle.

Da füllte sich auf's Neu die leere Schale;
Und warm zum Herzen stieg mit einem Male
Mir Deines Namens süße Freudenquelle.

4.

Da sitze ich und schreibe. Rings ist Schweigen;
Verschwommen sind des Tages bunte Tinten
Und auf das Laub, bewegt von Abendwinden,
Die mächt'gen Schatten schon sich niederneigen.

Die Wohlgerüche, die dem Tage eigen,
Nun, da der Blumen Kelch sich schließt, entschwinden;
Und nur die Nachtviole läßt den linden
Und würz'gen Duft empor zum Aether steigen. —

Dereinst, wenn unser Tag wird still entschweben,
Mein Adam! wenn, wie dieser Sommerabend
Vor unsern Blicken friedlich liegt das Leben:

Dann wird noch unsre Liebe uns erquicken
Und, gleich der Nachtviole, süß und labend
Uns ihre milden Balsamdüfte schicken.

5.

Du gabst mir, Liebster, gestern viel zu sinnen.
Du fragtest: wenn Dein Herz sich von mir wende,
Wenn es für eine Andre warm empfände
Und sie statt meiner würde liebgewinnen;

Wenn Deiner Liebe Quell würd' einst entrinnen
Mit seines Labetrunkes reicher Spende;
Wenn ich mein Eden ohne Adam fände —
Was Deine Alma würde dann beginnen?

Ach, wenn so tief mein Haupt ich niederneige;
Und wenn ins arme Herz solch wilde Flammen
Der wirft, den es so innig hat geliebt:

Dann geht es mir wie der zerbrochnen Geige,
Die, fügt der Meister sie auf's Neu' zusammen,
Noch süßer bebt, doch schwächre Klänge gibt.

6.

Du flehst um Nachsicht, daß manch trübes Wort
Wehmüthig klang aus Deinen letzten Briefen,
Daß Deine düsteren Gedanken riefen
Mich jäh heraus aus meinem sichern Port.

O, schreib' so wahr und offen stets hinfort!
Du bist der Harfenstrang, der in die Tiefen
Der Brust mir dringt und Töne, die hier schliefen,
Erweckt zum langnachhallenden Akkord.

Gib frohen Klang — und ich will froh erwidern;
Sei traurig — und es soll ein Meer von Schmerzen
Entgegenströmen Dir aus meinen Liedern.

Denn jede Saite, die in Deinem Herzen
Erzittert, berg' auch ich im Busen innen.
Ich bin Dein Widerhall — Du mußt beginnen.

Benjamin Disraeli als Romancier.

Von F. Groß.

Wer sich um die politischen Weltereignisse bekümmert — das will heutzutage fast sagen: Jedermann — hat in den jüngsten Zeitläuften immer und immer wieder den Namen Benjamin Disraeli gehört. Bereits drei Male Minister gewesen, erlebt der berühmte Führer der Tories in seiner jetzigen — der vierten — Wirksamkeit als Rath der englischen Krone glänzende Resultate seines Lebensabends. In diesen Blättern ist nicht der Ort, um für eine politische Partei Propaganda zu machen; nicht nur der Dichter, sondern auch der literarische Kritiker soll höher stehen als auf der Zinne der Partei. Und so möchte ich hier nicht das vielgenannte Oberhaupt der englischen Konservativen kennzeichnen, sondern mit flüchtigen Strichen den Romanschriftsteller, der zufällig über zwei Berühmtheiten verfügt: über die staatsmännische neben der belletristischen. Allerdings ist die haarscharfe Trennung einer solchen Doppelpersönlichkeit nur theoretisch möglich; in der Praxis bleibt jede Individualität ein Ganzes, auch wenn sie in mehrfachen, heterogenen Gebieten sich ausspricht. Speziell Disraeli hat seine verschiedenen Thätigkeiten enge verquickt; als politischer Redner verleugnet er nie den Belletristen, der seine Freude hat an wohlklingenden Sätzen, an dem Sprühfeuer einer, mit witzigen Einfällen gewürzten, Rhetorik; als Romancier hält er staatsmännische Reden, und seine Helden und Heldinnen interessiren sich weniger für ihre eigenen Herzensaffairen als für die Politik von St. James. Hätte er die Tragödie von Romeo und Julia geschrieben, er würde Romeo zum Sohne eines Whig, Julia zur Tochter eines Tory gemacht haben. Fast jeder seiner Romane ist nur ein mehrbändiger Vorwand, um seine Ansicht über Landesangelegenheiten an den Mann zu bringen; fast jeder trägt die Physiognomie eines Leitartikels der „Times". Vielleicht gerade daraus erklärt sich der Erfolg, den Disraeli als Schriftsteller bei dem englischen Publikum errang. Der Britte fühlt sich in stetem, innigstem Zusammenhange mit dem Wohl und Weh' seiner Nation; er politisirt von Kindesbeinen an, und so mag ihm ein Roman willkommen sein, in welchem es sich weniger um der Liebe Lust und Leid als um Parlamentsbeschlüsse handelt. Dem deutschen Leser ist Disraeli, der Romancier, beinahe ein Fremder. Die Romane des englischen Ministers lassen uns Deutsche kalt; sie muthen uns oftmals an wie alte Jahrgänge eines Londoner Journals. Ueberdies existiren sie, ausgenommen „Lothair", in wahrhaft jämmerlichen Uebersetzungen. Um eine Probe dieser Verdeutschungen zu geben, sei nur erwähnt, wie ein Herr „Hofrath Dr. V. L. F. Petri" den Titel des Romanes „Sybil, or the two nations" übersetzt. Disraeli spielt mit dem zweiten Theile dieses Titels auf die Zweitheilung der Nation in Reiche und Arme an; er stellt den Trägern des Ueberflusses die zum Pauperismus Verdammten entgegen. Herr „Hofrath u. s. w." schreibt auf das Titelblatt „Sybille, oder die gedoppelte Nation". Ich kenne gedoppelte Stiefel aber keine gedoppelten Nationen. Ein anderer Uebersetzer — kein Hofrath — spricht von „Hohnspott", von „behufigen Mittheilungen", kurzum der bedauernswerthe Disraeli wird von seinen deutschen Uebersetzungen geradezu mißhandelt. Und es ist dies um so

mißlicher, als er einen schwülstigen Stil schreibt, kein Ding beim rechten Namen nennt, aus staatsrechtlichen Auseinandersetzungen sich in hyperromantische Schilderungen verirrt, und in Handlung und Sprache niemals trifft, was die ewig fruchtbare Domäne des Dichters ist: das rein Menschliche. Entkleidet man seine Helden des Engländerthums, so bleiben leblose Schemen, Puppen, die an Drähten gelenkt werden. Der Liebende in Disraeli's Romanen erinnert zumeist an den landesüblichen italienischen Tenoristen, der dem Publikum zuschreit: „O cielo", sich dann abwendet, dem übrigen Gesange keine Aufmerksamkeit schenkt, und erst wieder hervortritt, wenn sein Stichwort gefallen ist ...

Und doch fesseln diese Romane, weil man hinter ihren Figuren immer eine mächtige Persönlichkeit gewahrt: einen Staatsmann, dem es nicht genügt, auf der Tribüne zu reden, und der sich deßhalb, in die Maske des Fabulisten gehüllt, an die Freunde des Romans wendet — freilich nur, um ihnen hinterrücks einen Leitartikel zu versetzen. Merkwürdigerweise hat man von Disraeli's Schriftstellerthum beinahe gar nicht gesprochen, als er mit seiner anti-russischen Politik jüngst wieder die Aufmerksamkeit Europa's auf sich zog, als er von seiner Königin zum Lord Beaconsfield*) ernannt wurde. Desto mehr diskutirte man seine jüdische Abstammung — ein Beweis dafür, wie wir Alle noch über Hals und Kopf in Vorurtheilen befangen sind. Welche Religion seine Väter gehabt, mag ziemlich gleichgiltig sein. Nicht was seine Ahnen geglaubt, sondern was er gethan, darf bestimmend einwirken auf den Beurtheiler. Uebrigens steht mit seiner Abstammung der einzige sympathische Zug in Berührung, der Einen an Disraeli freundlich anmuthet. Seine Familie, zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts aus Spanien vertrieben, fand in Venedig eine Zuflucht; der Großvater siedelte sich in England an, der Vater — ein namhafter Literat — trat zum Christenthum über, nachdem Benjamin bereits das Knabenalter erreicht hatte. Man weiß, wie Convertiten sonst gegen ihren ursprünglichen Glauben zu wüthen pflegen. Sie setzen einen Stolz darein, ihre natürlichen Glaubensbrüder zu verachten, und indem sie zu Fanatikern werden, und den Herodes überherodisiren, meinen sie, ihre Abstammung vergessen zu machen. Sie erziehen ihre Kinder in Haß gegen die abgelegte Confession und freuen sich daran, der Jugend das Gift unerbittlicher Intoleranz einzuimpfen. Benjamin Disraeli hat in seiner Familie nichts von dieser Unwürdigkeit gelernt. Er spricht oft und gern von seiner jüdischen Herkunft, und mit Wohlwollen legt er die bedeutenden Gaben und Fähigkeiten des Juden dar. In dem Romane „The wondrous tale of David Alroy" (1844) idealisirt er das Judenthum. In seinem Buche über Lord Bentinck (1851) plaidirt er für völlige Emancipation des jüdischen Mitbürgers. Nur das erstgenannte Werk fällt in den Bereich dieser Zeilen. David Alroy, der Abkömmling jüdischer Könige, fühlt in sich die Mission, das jüdische Reich glänzend wiederherzustellen. Er gelangt in den Besitz von Salomon's Scepter, obsiegt den Seldschuken und Mediern, verfällt aber in Selbstüberhebung, läßt sich zum Khalifen ausrufen, und — darin gipfelt des seltsamen Buches Moral — Gott verläßt ihn, nachdem er Gott verlassen. Die Geschichte David's erscheint da im Gewande eines mystischen Märchens, in das selbst die Zauber der Kabbala hineinspielen; hier darf Disraeli seiner Lust an orientalischem Farbenprunke freien Lauf lassen. Er darf von Springbrunnen, Rosenhainen, phantastischen Geschmeide aus Perlmutter und Elfenbein, von den Aeußerlichkeiten des orientalischen Lebens erzählen. Ein Märchen — und als solches darf „David Alroy" bezeichnet werden — ist um so wahrer je unwahrer es ist. Leider kann Disraeli niemals der Ingredienzien entbehren, die im Orient kaum am Platze sind. Seine jungen Lords triefen von Reichthum, die Personen seiner Romane wohnen in fürstlich ausgestatteten Palästen, dem Leser schwindelt vor den Millionen, die in Disraeli's Büchern aufgestapelt sind wie in den Werken anderer Romanciers die Liebeserklärungen. Auf orientalischem Boden mögen wir es möglich finden, wie Braut und Bräutigam, an die Wendungen des Hohenliedes gemahnend, einander sagen: „Glaubst Du nicht, Liebe, daß die Sonne bald untergehen

*) Seine Gattin, die Wittwe des Deputirten Wyndham Lewis, seit 1839 mit Disraeli verheirathet, ist 1869 zur Gräfin Beaconsfield erhoben worden.

wird?" — „Ich kanns nicht erkennen; Deine Augen blenden mich, sie sind so glänzend, so süß." Wie aber, wenn in anderen, nichtorientalischen Romanen Lords und Ladies ebenso reden? Disraeli's natürliche Fehler werden in „David Alroy" eben zu Vorzügen . . . Und in demselben Buche flammt zum Schlusse noch hell und lodernd des Autors Liebe zu seiner Race auf. Mirjam tröstet ihren in Gefangenschaft schmachtenden und des Todes gewärtigen Bruder David Alroy: „Das Andenken an große Thaten stirbt niemals. Des Ruhmes Sonne, mag sie auch eine Zeit lang verdunkelt werden, zuletzt scheint sie doch wieder. Und so wird, theuerer Bruder, vielleicht ein Dichter in weitentlegener Zeit (es ist allerdings sonderbar, daß Mirjam den Minister Disraeli vorausahnt), in dessen Adern unser heiliges Blut fließt, glühend begeistert durch diesen Stoff aus den Sagen seiner Nation, seine Harfe ertönen lassen von Alroy's gewaltigem Geschicke, und einem Namen, der nur allzulange vergessen war, neue Weihe verleihen". Diese Tirade klingt im Märchen, wie wenn Friedrich der Große seinen Soldaten zuruft: „Kinder, wir ziehen in den Siebenjährigen Krieg", aber sie verräth doch eine markante Neigung zum Judenthum. Disraeli hat seine judenfreundlichen Velleitäten gutgemacht, wie er überhaupt seit Anbeginn seiner öffentlichen Laufbahn bemüht ist, seine Handlungen von heute schon morgen zu repariren. Seine Agitation für die Judenemancipation büßte er mit dem geflügelten Worte ab: „Die Unterdrückung der Kirche ist eine nationale Calamität." Er machte inmitten der Protektionisten gut, daß er für den Freihandel gewirkt hatte. Er machte den Schritt, der ihn von den Whigs zu den Tories führte. Als nach Lord Bentinck's Tode die Tories nur mit Widerwillen den ahnen- und titellosen Disraeli als Führer annahmen, rühmte dieser sich damit, daß die Literatur sein Wappen und er selbst nur „a gentleman of the press" sei. Nun hat er auch den Fehler der Titellosigkeit gutgemacht, da er Lord Beaconsfield geworden. Seine Romane schmiegten sich immer seiner momentanen Ueberzeugung an; liest man sie chronologisch nach der Zeit ihres Erscheinens, so findet man ein Spiegelbild der englischen Politik, und erfährt, ob Disraeli sich zur Zeit in der Opposition oder am Ruder befand. Außer „David Alroy" hält von Disraeli's Romanen nur noch „Venetia" sich der Politik ferne. Die übrigen — eine Nomenclatur derselben ist wohl überflüssig — heucheln belletristische Gefühle, während ihnen sehr politisch ums Herz ist. In „Venetia" erzählt Disraeli den Herzensroman der Lady Venetia Herbert. In ihrem Vater und in ihrem Verlobten schildert er zwei zerrissene Dichtergemüther, und er gebraucht das altbekannte Mittelchen, ihnen die Physiognomie berühmter Männer zu leihen; man glaubt, hie und da in ihnen Byron und Shelley zu erkennen. Zum Schlusse weiß Disraeli sich der Beiden nicht anders zu entledigen, als indem er sie ertrinken läßt, und damit gibt er allerdings den Lebensschluß Shelley's historisch richtig wieder. Venetia heirathet einen Vetter Lord Cadurcis', ihres ersten Geliebten, und damit findet ein Roman sein versöhnendes Ende, der nicht arm ist an sensationellen Momenten. Lady Annabel Herbert, die Mutter der Venetia, hat jahrelang von ihrem Gatten getrennt gelebt und ihrem Kinde verschwiegen, daß der Vater überhaupt noch lebt. Wie Venetia entdeckt, daß Marmion Herbert nicht todt ist, wie sie von sehnsüchtiger Kindesliebe erfaßt, diesen Vater sucht, ihn findet, ihn sich erobert, ihn mit Lady Annabel wieder vereinigt, das Alles ist mit psychologischer Feinheit dargestellt, und wenn auch die Sprache auf Stelzen geht, so wird der Leser doch von manchem Detail dieses Romanes ergriffen werden. Hier offenbart sich ein respektables Talent, das in Disraeli's anderen Werken im politischen Wortschwalle untersinkt. Der Verkehr der Venetia mit Plantagenet Cadurcis während ihrer beiderseitigen Kindheit z. B. ist mit einer Delikatesse erzählt, die in nichts an „Vivian Grey" und wie diese Romane sonst noch heißen, erinnert. Aber Disraeli ist in nichts und nie sich treu geblieben. Als Politiker nicht, und nicht als Romancier. Nachdem er einmal bewiesen, er sei im Stande, einen wirklichen Roman zu schaffen, bemüht er sich, diesen Beweis durch eine Reihe von literarischen Arbeiten wieder umzustoßen.

„Vivian Grey", von dem oben die Rede ist, erschien 1826, kurz nachdem das von ihm geleitete Blatt „The representative" eingegangen war und den Verleger Murray um zwanzigtausend Livres leichter gemacht hatte. Disraeli wollte sein Müthchen an den

Tories kühlen, die ihn eben im Stiche gelassen hatten. Deßhalb war er damals Whig aus Ueberzeugung und zeigte in dem Titelhelden von „Vivian Grey" einen torystischen Politiker, dem jedes Mittel erlaubt dünkt, welches zu einem angestrebten Zwecke führt. Vivian Grey theilt mit allen männlichen Figuren, die Disraeli uns vorführt, die entschiedene Absicht, Minister zu werden. Ein Autor zeichnet unwillkürlich sich selbst in seinen Gestalten. Vivian wird von dem Autor also charakterisirt: „A smile for a friend, and a sneer for the world, in the way to govern mankind, and such was the motto of Vivian Grey." Dieser ehrenwerthe Herr schmeichelt sich bei reichen, alten Lords ein, macht alten, vornehmen Weibern den Hof, spricht durch einen ganzen Band von Wetter, Pferden, Büchern, de omni re scibili et quibusdam aliis, bringt Jemanden um, ohne daß wir genau wissen: warum? hat das Malheur, daß seine Geliebte — ohne bestimmte Ursache — ihm eines Tages todt in die Arme sinkt, engagirt einen Gaukler als Privatsekretär, bereist Deutschland, gewinnt das Vertrauen eines kleinen deutschen Fürsten — Niemand weiß: wodurch? — muß aber dessen Hof verlassen; des Erbprinzen Braut, eine österreichische Erzherzogin, die incognito am Hofe geweilt, verliebt sich in Vivian, er wird deßhalb unter dem Vorwande einer geheimen Mission nach Wien geschickt, und — und hier bricht der Roman ab, weil — wie der Verfasser allen Ernstes sagt — sich das Buch sonst zu umfangreich gestalten würde. Bevor der Roman schließt, erlebt Vivian auf der Reise ein Erdbeben, und es scheint, daß der geöffnete Boden die weitere Handlung des Buches verschlungen hat. Das sind Menschen aus Wolkenkukuksheim, die hier vorkommen; diese Fürsten, diese Minister, diese Frauen — wo leben sie, außer in des Earl of Beaconsfield's Kopf? Man muß zugestehen, daß „Vivian Grey" geistreiche Bemerkungen über deutsche Kleinstaaterei und auch sonst manch hübsches politisches Aperçu enthält. Recht treffend ist unter Anderem der Satz: „Der Kronprinz ist in jedem Lande eine Puppe, dazu bestimmt, vom Volke gegen den eigenen Vater ausgespielt zu werden." Dem ehrenwerthen Vivian passiren übrigens Wunder die Hülle und Fülle, wie Disraeli überhaupt die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit ganz nach Belieben knetet. Er ist niemals der Meister, der sich in der Beschränkung zeigt. Alles in seinen Romanen erscheint gemacht, gekünstelt. Nur, wenn er von Politik oder — Sport redet, da äußert er sich ungezwungen; seine Helden hegen nämlich nicht nur für Ministerportefeuilles, sondern auch für schöne Pferde eine ausgesprochene Vorliebe. Disraeli scheint gerne zu reiten. — „Vivian Grey" konnte als Satyre auf die Tories, aber auch als Apotheose derselben gelten. Es kommt nur auf die Auslegung an. Boshafte Leute meinten schon vor Jahren, Vivian Grey's Lebensregeln — eine Gattung, wie der spanische Philosoph Balthasar Gracian sie vertritt — seien Disraeli's eigene ... Wie dem auch sei, der Minister-Romancier gewöhnte sich das Satyrisiren ab. Er schloß sich dem „Jungen England" an, eine Coterie, die nichts mit dem „Jungen Deutschland" gemein hat. Letzteres wollte des Volkes Freiheit, es strebte nach vorwärts, es stürmte und drängte. Das „Junge England" träumte, es wollte längstvergangene Jahrhunderte wieder heraufbeschwören, es holte seine Ideale aus der Bibel, und ein Weltreich mit Jerusalem als Hauptstadt dünkte ihm das beste Endziel alles Strebens, das höchste Glück aller Völker. Disraeli vertritt fortan diese Schwärmerei, verbindet mit ihr entschiedene Aeußerungen von Ihrer Majestät allergetreuesten Opposition, und macht mit diesem Gemenge — Aufsehen. Drei seiner Romane repräsentiren ganz besonders das „Junge England": „Coningsby or the new generation", „Sybil, or the two nations", „Tancred, or the new crusade". Johannes Scherr fertigt die Richtung dieser Bücher mit den charakteristischen Worten ab: „Coningsby" und die folgenden Romane Disraeli's „Sybil" und „Tancred" fordern freilich eine sociale Reform, aber sie wollen behufs derselben die Gesellschaft ganz einfach auf den Sinai und Calvarienberg zurückgeführt wissen, und wenn man die kunterbunte jungenglische Phraseologie dieser Bücher beiseite schiebt, so findet man darunter nicht mehr und nicht weniger als die altaristokratische Fiktion von antediluvianisch-patriarchalischen Zuständen." Eine Reihe maßgebender Urtheile könnte ich anführen, um zu zeigen, daß ich nicht muthwillig gegen einen literarisch-politischen Götzen eifere. Julian Schmidt bemerkt in einer Charakteristik

Disraeli's: „Er polemisirt gegen Robert Peel mit idealen Phrasen von Freiheit und Recht, und verkauft sich dabei der gedankenlosesten Aristokratie." Unser Schlosser gesteht Disraeli zu, daß er „Dreistigkeit genug" besaß, dem „alten Torythum neue Formen und Farben zu geben und neue Seiten abzugewinnen." Am ungenirtesten treibt Disraeli in „Coningsby" Politik. Eines der längsten Kapitel dieses „Romans" ist eine Betrachtung über Robert Peel's Manifest von Tennworth. In einem anderen Kapitel — die Handlung thut nichts zur Sache — beweist er, wie nothwendig eine „tüchtige Opposition" sei, und wieder in einem anderen führt er aus — ganz und gar pro domo — bei der Beurtheilung öffentlicher Persönlichkeiten müsse man sehr vorsichtig sein und den „Zusammenhang zwischen früheren und späteren Ereignissen" nie aus den Augen verlieren. Mit besonderer Vorliebe behandelt er die Figur des Banquiers Sidonia, dessen Familie von arragonisch-jüdischer Herkunft ist. Er glorificirt diesen Volksstamm und sagt mit Bezug auf die in Spanien stattgehabten Judenverfolgungen: „Weder peinliche Gesetze noch physische Tortur können bewirken, daß eine höherstehende Race durch eine geringere absorbirt, oder von ihr vernichtet werde. Die gemischten, verfolgenden Racen verschwinden, die reine, verfolgte Race bleibt. Und in diesem Augenblicke übt, Jahrhunderten, Jahrtausenden zum Trotz, der jüdische Geist einen ungeheuren Einfluß auf die Angelegenheiten Europa's aus." Coningsby hält in seinem Liebesschmerze seinem Großvater eine längere Vorlesung über die conservative Partei; aber Liebesangelegenheiten werden so rasch als möglich abgethan, damit die Politik zu Worte kommen kann. Die Figur des reichen Sidonia gibt Disraeli willkommenen Anlaß, wieder einmal in der Beschreibung eines reichen, luxuriösen Haushaltes zu schwelgen. Zum Schluß kommt Coningsby ins Parlament und heirathet nebenbei das Mädchen seiner Wahl. „Coningsby" ist der Typus des von Disraeli kultivirten parlamentarischen Romanes. Disraeli hat neben anderen Talenten auch dasjenige, dem Möglichsten einen Anschein von Unmöglichkeit zu geben. Daß er Sidonia's Stolz auf seine Abstammung hervorhebt, ist ein zulässiges Moment; aber er legt Sidonia die Aeußerung in den Mund, er könne eine Christin nicht heirathen, weil dadurch seine Race verunreinigt würde! Und von Unmöglichkeiten wimmelt auch „Tancred". Lord Tancred Montacute will nichts vom öffentlichen Leben wissen. Eine Wallfahrt nach dem heiligen Grabe ist der Gegenstand seiner Träume. Tancred geht in der That nach Jerusalem, verweilt dort im Kloster Terra Santa erlebt auf einem Zuge durch die Wüste die kuriosesten Abenteuer, sieht auf dem Berge [illegible] Schlusse an die Spitze eines Heeres der Ansaren wider die Türken. Bei Gelegenheit nennt er die Königin von England „Kaiserin von Indien." Das heißt doch prophetisch sein! Unter den Ansichten, die er auskramt, ist manche Wahrheit, manche konfuse Bizarrerie, wie sie eben zum Wesen des „Jungen England" gehörte. Lord Montacute behauptet, ein Volksstamm, der sich nicht dadurch rein erhalte, daß er in Wüsten lebe, müsse unbedingt verfallen. Er schwärmte für eine Verquickung von Judenthum und Christenthum, von Jesus und Moses. Das Christenthum ist ihm ein Judenthum für die große Menge. Er bedauert Europa, weil Gott niemals direkt zu diesem Welttheile gesprochen hat. Er ironisirt die Convertiten, indem er von den Juden spricht, die man „fur 20 Piaster wöchentlich" bekehrt. Und die höchste Blüthe treibt sein Geist in der Aeußerung: „Das Fehlschlagen eines europäischen Königthums Jerusalem, worauf so ungeheure Schätze, solche Wunderwerke der Tapferkeit und ein so glühender Glaube verwendet wurden, ist einer jener Umstände gewesen, welche zur Störung des Glaubens in Europa beigetragen haben, obschon er zu Ueberzeugungen von ganz anderer Art hätte führen sollen." Schließlich fürchtet Tancred doch die heimischen Irrenärzte, denn er kehrt nicht nach England zurück, sondern erklärt auf das Bestimmteste: „Ich muß in die Wüste zurückkehren, um die Reinheit des Geistes wieder zu erlangen. Es ist Arabien allein, von wo die Wiedergeburt der Welt ausgehen kann." In „Sybille" greift Disraeli Peel — ohne ihn zu nennen — vehement an. Die Titelheldin ist eine Art Privat-Nonne; sie gehört keinem Kloster an, lebt aber nur ihrem Glauben. Disraeli knüpft an ihre Erscheinung die gewohnten religiösen Auseinandersetzungen. Er prophezeit, der

Toryismus, der eben schlummere — das heißt: Disraeli war nicht Minister — werde wieder erwachen, und um zu zeigen, daß der Tory der rechte Mann des Volkes sei, legt er seine scharfe Kenntniß des Pauperismus an den Tag. Manche Nothstandsscene, die er schildert — natürlich sind die Whig's an allem Uebel schuld — bekundet die Gabe: zu beobachten und zu schildern. Um so unverdaulicher geben sich die Abhandlungen über die „gebenedeite hebräische Jungfrau" (Maria), über den „begnadigtsten aller Hebräer" (Johannes), über kirchengeschichtliche Fragen und Aehnliches. Man kann nicht anders sagen, als daß die Juden ihm die Tories unter den Gottesverehrern repräsentiren, aber er möchte alle Parteien und Religionen amalgamiren — es liegt in dieser Tendenz etwas von der „Republik unter lebenslänglichem Präsidium des verstorbenen Großherzogs."

Contarini Fleming — der Held des gleichnamigen Romans — will nicht, wie Tancred Montacute, nach Jerusalem, sondern blos nach Rom, wo der „Stellvertreter Gottes und der Beherrscher der Könige" thront. Dieser Roman entstand zum Theile unter Goethe's, zum Theile unter Schiller's Einfluß. Im Anfange werden wir an „Wilhem Meister" erinnert, später taucht im Hintergrunde Carl Moor auf. Contarini, der Sohn des Unterstaatssekretärs eines nordischen Reiches, verläßt die Universität, wird Räuberhauptmann, entflieht, da die Behörde seiner Bande auf die Spur kömmt, aus seinem Schlupfwinkel, kehrt zu seinem Vater, dem Unterstaatssekretär, der von alledem nichts weiß, zurück, erhält sofort eine Stelle als Gesandtschafts-Attaché, verbrennt ein Trauerspiel, das er geschrieben, entführt seine Base, die einem Anderen verlobt war, heirathet sie, verliert sie durch den Tod, tritt in die türkische Armee ein, reist nach Cairo, Rom und Neapel, beerbt seinen Vater und drückt schließlich die Hoffnung, daß Disraeli wieder an's Ruder gelangen werde, mit den Worten aus: „Vielleicht ist auch die politische Wiedergeburt des Landes, dem ich mich gewidmet, nicht mehr ferne, und an diesem großen Werke theilzunehmen, bin ich entschlossen. Bitterer Spott, daß der civilisirteste Theil des Erdballs als zur Selbstregierung unfähig betrachtet wird." In „Henriette Temple, a love story," sehen wir mit an, wie Ferdinand Armine, ein leichtsinniger Schuldenmacher, ein mauvais sujet, glücklich wird, wie alle Welt sich dazu drängt, seine Schulden zu bezahlen, wie er ein edles schönes Mädchen zum Traualtar führt. Diese „Liebesgeschichte" macht einen deprimirenden Eindruck. Wirksamer läßt der neueste Roman Disraeli's sich an: „Lothair", der ein Torso geblieben. In spannender Weise — ganz aus der Art des Autors — wird erzählt, wie ein vornehmer, junger Lord mittelst der manigfachsten Intriguen zum Katholiken bekehrt werden soll. Ob dieses Vorhaben gelingt oder nicht, erfahren wir nicht, aber Disraeli spricht offenbar seine eigenste Ansicht aus, wenn er Lady Corisande sagen läßt: „Ich blicke auf den Uebertritt unseres Adels zur katholischen Kirche als auf das größte Unglück, welches England passiren kann." Man kann das Bruchstück „Lothair" zu Ende lesen, ohne auf unverdauliche Abhandlungen zu stoßen, und das ist nichts Geringes bei Disraeli. Ja, dieser Roman hat sogar eine gewisse Pikanterie, da man in einzelnen Gestalten Zeitgenossen zu erkennen glaubt. Ein Mehr an Lob wäre allerdings Heuchelei.

Seit „Lothair" hat Disraeli nur eine Kleinigkeit ersonnen: sein Wappen als Earl of Beaconsfield. Die Devise heißt: „Nichts ist dem Starken schwer". Einiges vielleicht doch: — so z. B. Romane zu schreiben, die wirklich welche sind.

Pariser Theaterbriefe.

Von **Gottlieb Ritter.**

XIII. Fromont jeune & Risler aîné.

Gleichzeitig mit der zwanzigsten Auflage des auch in Deutschland wohlbekannten Preisromans: Fromont jeune & Risler aîné von Alphonse Daudet erschien auf den Brettern des Vaudeville eine fünfaktige Dramatisirung dieses vortrefflichen Buches. Daudet, der trotz mehrfacher Versuche, seiner Muse auch die Theater zu erobern, gar kein dramatisches Talent besitzt, verband sich zu diesem Zweck mit dem gewiegten Bühnenpraktiker Adolphe Belot. Vergangenen Sommer kam die Bearbeitung des Romans zu einem Theaterstück zu Stande. Wer an schönen Tagen an Belot's Besitzung in Maisons Lafitte bei Paris vorüberging, konnte da nicht selten aufregende Gespräche anhören, die aus dem runden, zwischen Kastanienbäumen und Hollunderbüschen versteckten Gartenhaus drangen.

„Sie muß sterben," hörte man Jemand sagen.

„Nein, ihr Tod ist unnütz und würde uns schaden," erwidert ein Anderer.

„Aber es muß sein. Sie darf nicht länger leben. Wenn Du jemand verschonen willst, so rette meinetwegen noch den Schweizer, den ich an einem Baum aufgehängt habe" ....

Es war ein Glück für die beiden Theaterdichter, welche nur von den Personen des Romans sprachen, daß kein deutscher Staatsanwalt ihre mörderischen Gespräche belauschte, sonst hätte eine Untersuchungshaft gewiß nicht ausbleiben können.

Als mir Belot seinen Plan mittheilte, den Roman seines Freundes für die Bühne einzurichten, konnte ich mich nicht enthalten, meine Bedenken auszusprechen. Ohne die Möglichkeit, daß man aus einem Roman ein gutes Theaterstück machen könne, verneinen zu wollen, meinte ich, es sei eine sehr gefährliche Arbeit, die nur unter ganz besonderen Bedingungen gerathen dürfte. Ein großer Theil der Romane des älteren Dumas z. B. sei für die Bühne prädestinirt, weil eben Alles darin Handlung, Intrigue, Bewegung, kurz dramatisches und theatralisches Leben sei. Bei „Fromont jeune & Risler aîné" verhalte es sich aber ganz anders. Das Hauptverdienst dieses Romans bestehe in dem descriptiven Talent seines Verfassers, in der Feinheit und Poesie der Einzelheiten, in der Reinheit des Stils, — Alles Eigenschaften, womit die Scene mit ihren roh äußerlichen Anforderungen sehr wenig anzufangen wisse. Daudet sei Genredichter, ein Niederländer im Roman; sein Werk enthalte weniger eine consequent und stetig fortlaufende Handlung, als ein Nacheinander von Tableaux, wo Personen und Staffage mit derselben Feinheit skizzirt seien. Den Erfolg des Romans hätten just die Episoden und Details bewirkt, sowie die Neuheit des Hintergrundes; die Handlung selbst sei schon hundertmal auf der Bühne gewesen und könne nichts weniger als sympathisch berühren. Das Buch enthalte überhaupt nur eine einzige wirklich dramatische Scene, und diese selbst müsse auf der Bühne ebenso sicher ins plump Melodramatische umschlagen, wie die Genrebilder im Rampenfeuer aller Poesie und Feinheit beraubt werden.

Als dann später das Scenarium durchgesprochen, die einzelnen Auftritte entworfen waren und der neue Schluß, worauf sich dessen Erfinder Belot mit Recht etwas zu Gute that, der Ausführung entgegensah, erfuhr ich den jeweiligen Stand der Compagnie-Arbeit aus den Aeßerungen der beiden Autoren. „Belot ist unerbittlich," klagte alsdann Daudet mit melancholischer Miene; „er will durchaus einen fröhlichen Schluß, trotzdem er gar nicht hineinpaßt; er streicht mir mit dem Rothstift den ganzen lieben Roman zusammen, aber ich kann ihm nicht zürnen, denn er ist ein großer Bühnenkenner." — —

Gegen Ende des vorigen Monats fand endlich die erste Aufführung des Stückes statt.

Der erste Akt beginnt, wie das erste Kapitel des Romans, mit einer Hochzeit bei Véfour, dem gegenwärtig ein wenig aus der Mode gekommenen großen Restaurateur des Palais-Royal. Aus einigen Worten, die während des Balls, der die Feier beendigt, gesprochen werden, soll der Zuschauer sich dessen wieder erinnern, was die ersten sechzig Seiten des Romans erzählen; denn das ist der stereotype Fehler auch dieser Dramatisirung, daß in jedem Zuschauer ein Kenner des Romans vorausgesetzt wird. So kommt es dann, daß sich der Verfasser mit seinem Publikum nicht genirt, die Exposition überstürzt, die Motivirung unterläßt oder bis zum Unverständlichen kürzt, und ihn gleich mit der ersten Scene in eine schon vor Aufgang des Vorhangs eingeleitete Handlung hinein versetzt.

Der ältere Risler, ein braver, naiver Schweizer feiert seine Hochzeit. Erst einfacher Angestellter im Hause Fromont, einer großen Tapetenfabrik, dann Associé des jungen Fromont, heirathet er Sidonie Chèbe, eine hübsche zwanzigjährige Arbeiterin. Vom Fenster ihrer Mansarde aus, wo sie ihre Kindheit dahinlebte, maß sie oft mit gierigen Blicken die stolze Fabrik Fromont's mit dem eleganten Wohnhause und den himmelstrebenden Schornsteinen. Ihre erwachende Sehnsucht nach Luxus, Müßiggang und Wohlsein heftete sich an jene Mauern, und alle ihre Wünsche vereinigten sich in der Firma Fromont. Bald gelang es ihr, Einlaß und sogar freundliche Aufnahme in dem Herrenhause zu finden. Schon glaubte sie, am Arme des in sie verliebten jungen Fromont ihr Ziel erreichen zu können; aber eine Heirath ist in der Welt des Handels ein Geschäft, und Georges wählte seine reiche Cousine. Sidonie schien vereinsamt, umso mehr als sie kurz vorher die Hand des jungen Franz Risler ausgeschlagen, der hierauf als Ingenieur an den Suezkanal abgereist war. Da verlobt sie sich aus Verzweiflung mit dem vierzigjährigen Risler sen., welchem sie Liebe geheuchelt, und der mit gewohnter Gutmüthigkeit an diese unwahrscheinliche Zuneigung glaubt. Nun wird die Hochzeit gefeiert; der Ehebruch liegt in der Luft.

Die vollendete Exposition im Buch nimmt sich auf der Bühne ganz fehlerhaft aus. Es ist ein zweckloses, verwirrendes Auf- und Abtreten, eine Aufeinanderfolge kleiner, gleichgültiger Scenen. Der Vater der Braut, Monsieur Chèbe, beklagt sich über die geringe Aufmerksamkeit, die ihm geschenkt werde; von den bewundernden Blicken des Bräutigams gefolgt, tanzt die Braut im Arme Fromont's auf die Bühne; er entschuldigt sich, daß er sie sitzen ließ um eine Reiche zu wählen. Dann spricht Franz Risler den Wunsch aus, Sidonie werde seinen Bruder glücklich machen; hält die Braut einen Monolog, worin sie von ihrer elenden Vergangenheit und der zukünftigen Rache spricht; macht endlich der verkommene Schauspieler Delobelle drohende Anstalten, eine Tirade aus „Ruy Blas" zu declamiren. Schon brüllt er die Verse herunter, als er zu spät bemerkt, daß das neue Ehepaar bereits abgefahren ist und daß ihn die Gesellschaft allein gelassen hat. Empört über so wenig Kunstverständniß wirft er sich mit dem tragischsten Ausdruck der Verzweiflung in die Arme seiner reizenden Tochter Desirée, welche im Stillen Franz Risler liebt, aber auf keine Erwiderung ihrer Gefühle zu hoffen wagt. Die Arme hat einen kurzen Fuß.

Im zweiten Akt ist Sidonie Risler bereits die Maitresse Georges Fromont's. Während ihr Mann in der Fabrik über einer Maschine seiner Erfindung brütet, die dem Hause einen neuen Aufschwung geben soll, setzt sich hinter seinem Rücken das schändliche Treiben der Liebenden fort. Schon die häusliche Einrichtung verräth die heimliche Sünde, die sich darin versteckt. Aufdringlicher Luxus, sinnlose Verschwendung überall.

Dabei verräth der schlechte Geschmack, daß ein kleinbürgerlicher Parvenu dem Comfort der großen Welt zustreben möchte und doch nur die Manieren des Demimonde erreicht. Die Ausstattung ist schon ganz im Geist des Lorettenthums. Die Möbel, Tapeten und Teppiche glänzen in den schreiendsten Farben und sind ohne Wahl zusammengestellt, die Toiletten der Herrin fallen auf und beleidigen bei aller Pracht das Auge. Es fehlt die Harmonie, der gute Geschmack. Das bemerkt Frau Fromont. Sie spricht es unverholen gegen Sidonie aus, die darob einen umso größeren Haß gegen sie faßt. Nur Risler sieht nichts von alledem. Fromont, der alltäglich die Geschäftskasse leert, um Sidonie's kostbare Launen zu befriedigen, zeigt ihm ein gefälschtes Inventar, wo die wirklichen Verluste zu eingebildeten Gewinnsten wurden, und läßt ihn allen Ernstes an Beneficien glauben, während „Fromont jeune & Risler aîné" an der Schwelle des Bankerotts stehen. Ja, er gibt ihm sogar als seinen angeblichen Gewinnantheil eine Summe, vermittelst welcher Risler den sehnlichsten Wunsch seiner Frau, ein hübsches Landhaus bei Paris zu besitzen, endlich erfüllen zu dürfen glaubt. Da tritt der alte Sigismond Planus auf, welcher die Geschäftsehre von „Fromont jeune & Risler aîné" repräsentirt. Er ist Risler's Landsmann und Cassier, der Einzige, welcher klar sieht und die Gefahr erkennt. Für wen plündert Fromont die Kasse? Seine Frau lebt einfach und kann solche Summen unmöglich verschlingen. Er hat in Erfahrung gebracht, daß man Fromont kürzlich in einer Loge an der Seite eines Weibes gesehen habe, die nicht seine Frau ist. Où est la femme? Da fällt es dem ehrlichen Alpensohn wie Schuppen von den Augen; der Argwohn wird Gewißheit; seine Liebe zu Risler verkehrt sich in Abscheu. Wenn Risler es zugeben sollte, daß seine Frau die Geliebte seines Associés ist, und mit den fingirten Gewinnsten sich trösten sollte? Wenn Fromont mit dem Betrage, den er heute Risler gab, dessen Frau erschachert hätte? Doch nein, der gute Risler hat keine Ahnung von der Schande seiner Frau, vom Verderb seiner Firma. Wer soll ihm die Augen öffnen, damit auf den Trümmern seines ehelichen Glückes wenigstens „Fromont jeune & Risler aîné" noch gerettet würden? Planus wagt es nicht; aber er schreibt nach Suez und beschwört Franz Risler, sofort heimzukehren, wenn er seinen Bruder nicht entehrt und ruinirt sehen wolle.

Le justicier, wie im Roman der nach Paris geeilte Franz ironisch genannt wird, ist ein trauriger Richter. In Sidonie's neuer Villa zu Asnières trifft er in der That ein. Schon das Auftreten Sidonie's denuncirt sie: sie zeigt sich im Theaterkostüme einer Ruderklub-Dame, singt Tingeltangellieder und erregt das Aergerniß der Nachbarschaft. Franz geht gleich auf sein Ziel los. Er wisse Alles; sie habe einen Galan; sie sei die Geliebte des Associés seines Bruders; sie müsse auf der Stelle mit ihm brechen, oder er werde Alles verrathen. Er erwartet bei dieser Eröffnung Krämpfe, Ohnmachten, Erschrockenheit, leidenschaftliches Leugnen. Nichts von alledem. Sidonie senkt das Haupt und gesteht die ganze Wahrheit. Dann erzählt sie ihm mit hülfeflehender, ersterbender Stimme den kleinen Roman, welchen sie im voraus für diesen längst erwarteten Fall erdacht hat. Es ergibt sich daraus, daß sie ein Engel ist, ein gefallener zwar, aber wer ist schuld daran? Sie liebt, und nie hat sie einen Andern geliebt, als ihn, Franz Risler, den Bruder ihres Gatten. Als sie sich weigerte, sein Weib zu werden, da opferte sie sich. Sie wußte ja, daß Desirée, das arme, unglückliche Mädchen, ihn liebt, und sie wollte ihren Wonnetraum nicht stören. Wohl hat sie Risler die Hand gegeben, aber nur um seines Bruders Schwester zu werden, da sie doch sein Weib nicht werden konnte. Wenn sie hernach Fromont erhört hat, so war es, um sich in dem Strudel ihrer unbesiegbaren Leidenschaft zu betäuben. So spricht sie mit der Gluth und Beredtsamkeit einer bürgerlichen Phädra und verführt den Richter. Seine alte Liebe erwacht wieder. Bald wird er ihr eine Liebeserklärung schreiben. Mehr wollte Sidonie nicht.

Das fünfte Bild führt uns in die Häuslichkeit des armseligen Histrionen Delobelle. Dieser Lump, der von vergangenen und zukünftigen Erfolgen träumt, nirgends engagirt wird, Theaterdirektor-Pläne in seinem Gehirne wälzt und von der Arbeit seiner Frau und seiner Tochter lustig und in Freuden lebt, ist die ergötzlichste Figur, die der typenschaffende Daudet erfunden hat und bildet einen trefflichen Contrast zu der stillen

Duldergestalt seiner Tochter, wozu entschieden Dickens rührende Little Dorrit Modell gestanden hat. Im Roman macht Desirée erst auf dem Todtenlager den Versuch, ihren Vater zum Aufgeben der schauspielerischen Carrière und zu einem thätigeren und zufriedenen Leben zu bewegen; das Drama zeigt uns dieses eitle Experiment schon im vierten Akt, wo Franz als reuiger Sünder wieder in die Nähe der liebenden Desirée zurückgekehrt ist. Delobelle, der ausgegangen war, um die Arbeit seiner Tochter, die jene fremdländischen Vögel, welche auf den Hüten unserer Modedamen prangen, zurechtzustutzen hat, in die großen Magazine zu tragen, kommt unvermuthet schnell wieder nach Hause.

Delobelle (immer mit lächerlichem Pathos). Ich bins!

Desirée. Schon?

Delobelle. Nein! (Er bleibt einen Augenblick in großartiger Attitüde stehen und läßt seine Blicke von links nach rechts rollen, als wollte er sagen: Sei fest, mein Herz! Dann sehr ernst:)

„Es folgt dem Unglück stets der Hoffnung Strahl!
Ich danke dir, o Himmel, tausendmal!"

Ach, wenn ich diese Verse heute vor einem Publikum zu declamiren hätte!

Desirée (bestürzt). Was hast Du?

Delobelle. Ich habe Risler gesehn! Das Geschäft ist futsch! (Er sucht mit den Fingerspitzen eine imaginäre Thräne im Auge und schüttelt dann seine Arme krampfhaft). Oh, ich bin verdammt!

Desirée. Mein Vater!

Delobelle (senkt den Kopf erschöpft auf die Brust). So viel gekämpft zu haben! Zehn Jahre, zehn Jahre kämpfe ich, unterstützt von meiner Frau und meiner Tochter, diesen beiden theuren Wesen, denen ich so viel verdanke! von denen ich ernährt werde!

Desirée. Mein Vater, was sagst Du!

Delobelle. Ja, ja, Franz, von ihnen ernährt! und ich erröthe nicht! ... denn es ist für die Kunst, für die heilige Kunst, daß ich all' diese Aufopferung annehme! Aber jetzt ist das Maß erfüllt! Sie haben mir zu viel zugefügt!

Desirée. Ach, laß doch diese Gedanken!

Delobelle. Nein, laßt mich gewähren! Ich bin zu Ende mit meinen Kräften! Ich bin sie satt, diese Entbehrungen, diese Schmerzen! Sie haben den Künstler in mir getödtet! Es ist zu Ende!

Desirée. O, sage das nicht!

Franz (leise zu Desirée). Lassen Sie ihn doch! Man muß diese Stimmung benutzen, um ihm ein für allemal die Augen zu öffnen, damit er auf diese Hirngespinnste verzichte, die Sie Alle so unglücklich machen!

Desirée. Sie haben vielleicht recht, aber ich wage es nicht.

Franz. Ich will mit ihm sprechen, wenn Sie wollen.

Desirée. Nein, nein, — lieber will ich es selbst thun. Höre, Vater!

Delobelle. Oh, ich weiß wohl, was Du mir sagen willst! Meine Vergangenheit verpflichtet mich! Ich habe nicht das Recht, auf das Theater zu verzichten! Nein, nein, ich hab' gewählt, ich habe mich entschieden! Dabei bin ich, dabei bleib' ich! Alle Deine Bitten wären unnütz! Bestehe nicht darauf!

Desirée. O, ich bestehe nicht darauf. Ich selbst finde, daß man ein wenig zu hart ist gegen Dich. Man ist Dir nicht gerecht geworden. Wenn ich bedenke, daß Du schon seit so vielen Jahren auf ein Engagement wartest ... Das kann nicht länger so gehen. Du mußt ihnen beweisen, daß Du es auch ohne sie kannst. Mir scheint, daß es Dir bei Deinem Alter, Deiner Intelligenz und den Verbindungen, die wir haben, leicht sein würde ... Herr Risler verlangt nichts Besseres ... ich bin sicher ... wenn Du einen Platz suchen würdest ... bei ihm ... kurz, ja ... ich glaube, Du würdest besser thun ... zu verzichten ...

Delobelle (springt auf, mit fürchterlicher Stimme). Verzichten? ... was thäte ich besser? ... worauf verzichten? ... Auf das Theater, vielleicht? Und Du sagst mir das? ... Oh ... Luft, Luft!

Desirée (fällt ihm um den Hals). Nein, nein, Vater! Es ist nicht wahr! gib nicht Acht auf das, was ich Dir sagte, denn Du hast mich ja nicht verstanden.

Delobelle (außer sich). Nur zu wohl verstanden! Ach! Nur dieser Schlag fehlte mir noch! Meine Tochter glaubt nicht mehr an mich!

Desirée. Ach, Gott!

Delobelle. Ach, wenn Deine Mutter Dich hören könnte, wie sehr hätte sie das geschmerzt! Arme, heilige Frau! Nein, sie hätte so etwas nie über die Lippen gebracht! Sie, ja, sie hatte noch den Glauben an mich, aber Du hast ihn verloren! Ich sehe es noch, dieses anbetungswürdige Wesen! ... sehe sie noch in ihrem letzten Augenblick, wie sie mich an ihr Bett rief und zu mir sagte: „Ich gehe, mein armer Mann ... ich werde nicht mehr da sein, um Dir Muth einzuflößen, Dich zu unterstützen in Deinem fürchterlichen Kampf ... Aber was liegt daran! Du sollst nicht den Muth verlieren ... Deine Stunde wird kommen ... Dein Genie wird am Ende doch triumphiren ... Muth! ... Bleibe fest ... Verzichte nicht ... schwör' mir, daß Du nie verzichten wirst!" ... Ich habe es geschworen! Du warst dabei und hast gehört, daß ich es geschworen habe ... und jetzt willst Du, daß ich meinen heiligen Schwur brechen soll! Oh!

Desirée (gerührt). Du thust mir weh, Vater. Du weißt ja, daß niemand auf der Welt Dich mehr liebt, als ich Dich liebe. Ich habe keine Minute an Deinem Talent gezweifelt.

Franz (tritt näher). Ich glaube es wohl, Herr Delobelle, niemand zweifelt an Ihrem Talent.

Delobelle. Wenn ich so mit Dir spreche, so ist es blos, weil ich Dich so unglücklich sehe! Ich hatte einen Augenblick der Schwäche, aber jetzt ist er vorüber! Wir kämpfen weiter, wir kämpfen weiter, so lang Du willst.

Franz. Gewiß, Herr Delobelle.

Desirée. Komm, Vater, umarme mich. Sage mir, daß Du mir nicht böse bist.

Franz. Herr Delobelle denkt nicht daran. Man muß nicht verdießlich werden, man muß sich zerstreuen.

Delobelle. Oh, mich zerstreuen! Die Wunde ist zu tief! (Mit einem zärtlichen Vorwurf, indem er die Hände seiner Tochter ergreift). Diese kleinen Finger verstehen es so gut, uns das Herz zu zerreißen!

Franz. Halt, ich hab' eine Idee! Wie wär's, wenn wir eine Landparthie machten?

Delobelle (sich vergessend, freudig). Eine Landparthie?

Franz. Ja, ein Diner auf dem Land in einem guten Wirthshaus.

Delobelle (lebhaft). In Saint-Maudé zum Beispiel, am Waldsaum! (Mit tragischer Miene.) Nein, sehen Sie . . . ich bin zu sehr gebeugt! Ich würde zu traurig sein!

Desirée. Wir werden Dich aufheitern, Vater.

Franz. Gut, abgemacht! Sie können meine Einladung nicht mehr ausschlagen. Es wird Ihrer Tochter wohl bekommen.

Delobelle. Glauben Sie? Vielleicht haben Sie recht. Gut, Desirée, geh' Dich umzukleiden! — Teufel! Teufel!

Franz, Desirée. Was denn?

Delobelle. Ich kann nicht aufs Land.

Desirée. Warum nicht?

Delobelle. Ich habe keine Kamaschen!

Franz. Kamaschen?

Delobelle. Du weißt, ich habe die meinigen das letztemal zerrissen.

Desirée. Aber, Vater, wozu hast Du denn Kamaschen nöthig? um nach Saint-Maudé zu gehen?

Franz. Wir gehen ja nicht in die Pampas, Herr Delobelle.

Delobelle. Erlauben Sie mir, ich weiß, was das heißt, aufs Land gehn! Ich habe mehr als sechshundertmal den Pariser gespielt, der einen Tag bei seinen Freunden auf dem Lande zubringt. Ich habe jene Rolle immer mit Kamaschen gespielt! Anders geht es nicht! Ich bin nicht auf dem Lande, wenn ich keine Kamaschen habe!

Franz. Gut, so werden wir kaufen.

Desirée (zögernd). Gewiß.

Delobelle. Hast Du Geld?

Desirée. Ei, Du weißt ja . . .

Delobelle. Ja, es ist wahr, ich habe Deine Arbeit nicht weggetragen. (Zeigt auf Franz.) Wenn ich es ihm sagen würde? . . .

Desirée. Nein, nein! . . Da hast Du. (Gibt ihm ihre Börse.) Aber nimm sie nicht . . . (lächelnd) zu groß!

Delobelle. Fürchte nichts, ich werde vernünftig sein. — Vorwärts, setzen wir den Kampf fort für mein Kind, den fürchterlichen Kampf! (Im Heldenschritt ab.)*)

In einer folgenden, ebenfalls neuen Scene, worin man die Hand Daudet's fühlt, entschlüpft der armen Desirée das Geheimniß ihrer Liebe. Aber das reizende Duo wird jäh unterbrochen. Sidonie kommt und sagt Franz, daß sie in dem Liebesbrief, den er an sie geschrieben, eine Waffe besitze, die sie vor seinen Richtergelüsten schützen werde, denn der Verräther seines Bruders könne es nicht wagen, sie zu entlarven. Hohnneckend liest sie ihm den Brief vor, Zeile für Zeile, mit Hervorhebung jeder Phrase. Franz will den verwünschten Brief entreißen. Ein Kampf beginnt. Desirée stürzt mit einem Schrei ohnmächtig nieder. Sie hat Alles angehört, ihr Herz ist gebrochen.

Der folgende Akt gibt Zug für Zug und fast Wort für Wort die einzig dramatische Scene des Romans wieder. Das blaue Männchen, das Daudet in einer vielleicht allzu-deutlichen Anlehnung an Dickens zum märchenhaften Verkünder des Bankerotts macht, steigt zum Schornstein des Hauses „Fromont jeune & Risler aîné" hinein und mahnt mit seiner Lärmglocke die säumigen Schuldner an den Verfalltag. Planus steht vor leeren Kassen. Der Ruin ist da. Er entdeckt seine Noth der von ihrem Mann vernach-

*) Diese Probescene ist aus dem ungedruckten Original-Manuscript von Daudet eigens für die „Monatshefte" übersetzt.

lässigten Frau Fromont; sie erräth das Uebrige. Schlag auf Schlag erfährt Risler den Fall seiner Fabrik und den Verrath seines Weibes. Unterdessen gibt Sidonie einen glänzenden Ball. Risler läßt sie rufen. In prachtvoller Ballrobe kommt sie die breite Treppe herab, die zum Salon führt. Die Flügelthüren schließen sich hinter ihr, wie hinter einem Deliquenten. Und Risler ist in der That ein strenger Richter. Er zerrt sie am Arme und schleudert ihr den Vorwurf ihres Verbrechens in das geschminkte Gesicht. Er reißt ihr die Diamanten, die Hals- und Armbänder, die Ringe und die Spitzen, die sie ihrer Schande verdankt, mit wüthenden Geberden vom Leib. Sidonie läßt willenlos diese Hand walten, die furchtbar würde, wenn sie auf Widerstand stieße. Wie nichts mehr bleibt, als das Kleid, welches von den nackten Schultern fällt, wirft er sie auf die Knie vor Frau Fromont nieder, die sie so furchtbar beleidigt hat. „Und jetzt," schreit Risler, „sprich nach, was ich Dir dictire ... Madame!" ... tonlos wiederholt Sidonie: „Madame!" — „Ich bitte um Verzeihung" ... Sidonie stammelt es bebend nach. „Ein ganzes Leben von Buße genügt nicht für meine Sünde" ... Aber das ist für Sidonie zu viel der Erniedrigung; sie empört sich dagegen. Wie eine Viper bäumt sie sich auf, entwindet sich der fesselnden Hand ... „Niemals werde ich dies sagen!" schreit sie und entflieht durch eine offene Seitenthüre.

Die ganz neue Lösung, welche Belot für das Drama gefunden, läßt zwei Todte wieder auferstehen, die der Roman erbarmungslos getödtet hat. Im Buch sinkt Sidonie bis zur Diva eines Café chantant und läßt noch weitere Stationen von Stufe zu Stufe bis auf den Grund socialer Verkommenheit voraussehen. Im Drama geht sie, wie erzählt wird, nach Amerika, und Risler, der sich im Roman erhängt, erblickt sie nicht wieder. Auch Desirée findet hier nicht den Tod der Ophelia in der Seine. Belot kennt sein Pariser Publikum zu gut, als daß er ihm einen so traurigen Schluß zugemuthet hätte. Der tragische Bruderverrath mit seinen Folgen hätte auf der Bühne mißfallen. Der Ruin des Hauses konnte zwar nicht abgewendet werden, aber die Erfindung Risler's, die noch in der elften Stunde vollendet wurde, macht das Geschäft wieder flott, nachdem Sidonie's Juwelen die dringendsten Schulden gedeckt haben. Risler ist wieder einfacher Commis geworden, und auch Fromont befleißt sich unter dem vorwurfsvollen Blick seines ehemaligen Geschäftsgenossen aller bürgerlichen Tugenden, nachdem er sich mit seiner Frau versöhnt. Aber Sidonie hat versprochen, sich zu rächen. Der compromittirende Brief, der Risler sagen soll, daß er nicht nur von seinem Weibe und seinem Associé, sondern auch noch von seinem geliebten Bruder verrathen worden, schwebt noch immer drohend über seinem Haupte. Und richtig gelangt das Billet in seine Hände. Er erbricht und liest es. Die Unterschrift seines Bruders greift ihm tödtlich ins Herz. „Ist dies ein Brief, von Dir, Franz, an jene, die mein Weib war?" fragt er bebend. Franz erbleicht. Aber Desirée, die Sidonie den Brief vorlesen hörte und als echtes Komödiantenkind den ganzen Inhalt auswendig weiß, reclamirt ihn. Nicht an Sidonie, an sie selbst habe ihn Franz geschrieben; nnd zum Beweis sagt sie ihn von der ersten bis zur letzten Zeile auswendig her. Risler ist überzeugt; eine Heirath wird also die beiden Selbstmorde des Romans, eine Hochzeit die beiden Kirchgänge ersetzen. Risler jun. ist entzückt, und Risler sen. beendet das Stück mit den Worten, womit Roman und Drama anheben: „Je suis content". — —

Der Hauptfehler von Belot's Arbeit, die auf dem Theaterzettel mit weiser Erkenntniß ihrer Natur kein Drama, sondern nur eine „Pièce" genannt wird, besteht darin, daß sie blos für die Leser des Romans berechnet ist. In Paris, wo Daudet's Buch so ungemein populär ist, verhinderte dies die günstige Aufnahme nicht; wenn nun aber das Stück auch ins Ausland kommen soll, wo die Kenner des Romans weniger dicht gesät sind, so dürfte der Erfolg doch sehr in Frage gestellt werden. Wer die Erzählung des schwarzlockigen Provençalen nicht kennt, dem wird das Schauspiel des Kreolen Belot unverständlich, zum mindesten wenig anziehend erscheinen. Als selbstständiges Stück steht es auf sehr schwachen Füßen. Es ist nicht dramatisch, sondern nur theatralisch. Drei lange und nicht selten langweilige Akte genügen hier kaum zu einer unvollständigen Exposition. Alles in diesem Stück ist sprunghaft, verzerrt, frag-

mentarisch. Die Scenen folgen sich fast ohne inneren Zusammenhang, jedenfalls aber ohne innere Nothwendigkeit. Man bemerkt überall klaffende Lücken, sogar in dem äußeren Gang der Handlung. Auch muß man sich oft baß verwundern, mit welcher Klugheit ab und zu die dümmsten Personen des Stücks ausgestattet sind. Sie wissen Alles, ohne daß es ihnen vor uns gesagt wird. Ein anderer Grund läßt sich dafür gar nicht denken als der: sie werden den Roman gelesen haben. Wenn man Eines an dieser Bearbeitung bewundern will, so kann es höchstens die Gewandtheit sein, womit aus einer graziösen und durchaus künstlerischen Dichtung ein rohes Effectstück geschneidert wurde.

Schon die Staffage ist entstellt. Daudet hat eine ganz neue Welt in Paris entdeckt und für den Roman erobert. Er zeigt nicht das elegante Fauburg St. Germain eines Balzac, nicht das Halbwelt-Viertel um Nôtre Dame de Lorette eines Dumas, nicht Böhmen in Paris, das Quartier latin der Studenten und Grisetten, wie es Murger geschildert hat; seine Gebilde heben sich in vollster Klarheit und Wahrheit von den düstern, unwirthlichen Häuserreihen des Marais ab, dieses Fabrikviertels, dieser Provinz in der Weltstadt. Dort mischen sich die winterlichen Nebel mit dem Rauch der hohen Schornsteine, die Tag und Nacht rauchen, während die Kamine auf den Arbeiterhäusern oft sogar Sonntags vom Elend zeugen, welches den armen Bewohnern nicht einmal gestattet, das kärgliche Mahl zu kochen. Man dringt an der Hand des Dichters in die dürftigen Wohnräume, „wo die Lampe schlecht leuchtet und die eilfertig bereitete Mahlzeit in der Wohnung einen Armenküchengeruch hinterlassen hat", — und sieht wie das Elend gierige Blicke nach den stolzen Fabriken und Herrenhäusern hinüber wirft. Das ist auf der Bühne Alles ganz anders. Das Stilleben der schlichten Kleinbürgersphäre ist verschwunden. Die Wohnung Delobelle's unterscheidet sich in nichts von jeder anderen Behausung, wo Sparhans Küchenmeister ist und die Dürftigkeit ihr Hauptquartier aufgeschlagen hat, und aus dem einfachen, aber comfortablen Herrenhause der Fabrik ist ein glänzendes Hôtel mit imposanter Treppe geworden, wo es von Gold und Silber flimmert. Kurz, es ist Alles in ein falsches Licht gerückt, woran freilich weniger der Bearbeiter die Schuld trägt, als das Theater selbst mit seiner nivellirenden, auf die Entfernung und grelle Beleuchtung rechnenden Perspective.

Noch empfindlicher wirkt das Rampenfeuer auf die Figuren des Romans. Aus den mit vollendeter Kunst gestochenen Porträts sind rohe Augenblicksbilder geworden, die nur noch entfernt an die durchgeistigten und naturwahren Originalien erinnern. Die feinsten psychologischen Züge wurden entweder ganz übergangen oder in plumpe Aeußerlichkeiten umgesetzt. Die Sidonie des Romans ist ein ganz neuer und meisterhaft gelungener Typus, der zwischen der Aristokratin eines Balzac, der Grisette eines Paul de Kock und der Priesterin der Liebe eines Dumas die Mitte hält, indem sie von einer jeden dieser Typen gewisse Züge borgt und sie zu einem einheitlichen Ganzen vereinigt. Sidonie ist die Incarnation des luxusdurstigen Kleinbürgerthums, und Belot hatte vollkommen Recht, als er ihr die Worte in den Mund legt: „Wir sind unser dreißigtausend in Paris!" Er hätte die Summe noch größer nehmen können, denn Sidonie ist — kurz und bündig gesagt — die Durchschnittspariserin. Sie ist das kleine hübsche Mädchen, das an der Hand der Mutter mit funkelnden Blicken die Herrlichkeiten betrachtet, welche der Gewerbsfleiß der ganzen Welt hinter den Schaufenstern der Seinestadt aufspeichert; später der Backfisch, welche auf der Straße die ihr folgenden Modeherren mit Entzücken bemerkt; dann das Weib, welches ihre ersten Küsse dem Reichsten gibt, das hinter dem Ladentisch nur von Millionären träumt und für Juwelen, Spitzen, Hummern, Champagner, eine glänzende Wohnung und ein Coupé, für eine Welt des Scheins ihre Frauenehre zu opfern bereit ist. Sidonie hat kein Herz; ihr Vater sagt von ihr: „Niemand hat jemals ihre Gedanken errathen können," — und sie selbst charakterisirt sich am Zutreffendsten selber, wenn sie mit perfidem Lächeln gesteht: „Ich habe in falschen Perlen gearbeitet; mir ist etwas davon geblieben." Mit Unrecht tadelte die Kritik, daß Sidonie in ihrem empörenden Cynismus eine ganz unlogische und widernatürliche Figur sei. Man begreife — natürlich im Roman und ja nicht etwa im Stück — den maßlosen Ehrgeiz dieses Weibes sehr wohl, seine verzehrende Gier nach Reichthum, Luxus und Wohlleben; aber

sobald aus der bescheidenen und einfachen Arbeiterin die Frau eines reichen Fabrikanten geworden sei, so könne sich ihr einziges Ziel nicht darauf richten, mit eigener Hand das Gebäude umzustürzen, das sie so mühevoll aufgerichtet habe. Wohl glaube Sidonie, der die Natur abscheuliche Triebe und das Geschick eine freudlose Kindheit beschieden, sie müsse für all' das Unrecht der Gesellschaft gegen sie Rache nehmen: aber indem sie das Haus Fromont jeune und Risler aîné ruinire und entehre, verderbe sie sich selbst mit ihm und stürze wieder in den Abgrund, dem sie entstiegen. Alle diese Einwürfe sind ganz richtig; aber in diesem weiblichen Mangel an Logik, dieser blinden Zerstörungswuth, dieser sinnlosen Zweckwidrigkeit ihrer Motive, dieser psychologischen Unerklärlichkeit liegt das Dämonische ihres Charakters. Die geheime Triebfeder, die auf dem Höhepunkt der Heldin, an ihrem Hochzeitstag, plötzlich zu schwingen beginnt und ihren stufenweisen Niedergang herbeiführt, hat der Dichter zu nennen vergessen; ich glaube, es ist derselbe dunkle Instinkt, den Augier in einem Drama, dessen Heldin ohne Zweifel Daudet's Sidonie beeinflußte, la nostalgie de la boue, das Heimweh nach dem Koth, genannt hat.

Im Theaterstück kann selbstredend von jener Fülle feinster Motive keine Rede sein. Das Drama heißt und will Handlung und wirft die Psychologie als unnütz über Bord. Aus Sidonie wird eine Melodrama-Heldin, eine Abstraction von Gemeinheit. Was im Buch sorgfältig vorbereitet und motivirt ist, ihr Fall, der mit zwingender Naturnothwendigkeit eintreffen muß, erfolgt im Drama jäh, ohne Entschuldigung, ohne Motiv. Im ersten Bild Braut, wir wissen nicht warum, ist sie schon im zweiten Ehebrecherin; und doch war gerade das Interessanteste der Prozeß, demzufolge sie endlich Fromont's Maitresse wurde. Davon schweigt aber just des Dramas Höflichkeit, und der Charakter wird für jeden unverständlich, der nicht das Wo und Wie aus dem Buch erfahren hat. In ganz tollen Absätzen geht es überhaupt mit unserer Heldin abwärts, denn schon im dritten Bild zeigt sie sich in einem Kostüm, das nicht da ist, und motivirt es hinreichend, daß Fromont, dieser klägliche Schatten eines Theaterliebhabers, ihrer schon überdrüssig ist. Und wie schön und fein hat Daudet gerade diese vorbereitenden Momente der Katastrophe behandelt!

Zu ähnlichen Schatten sinken auch alle andern Charaktere des Romans herunter. Der Vater Sidonie's, Monsieur Chèbe, dieser Typus eines unzufriedenen Müßiggängers, welcher — um einen prägnanten Zug anzuführen — nach einem verbummelten Tage, ermüdet von der Arbeit Anderer, in seinen Fauteuil sinkt und sich die Stirne wischend, zu seiner Frau sagt: „Das ist so ein Leben, wie ich es haben muß, ein thätiges Leben!" er wird in den Händen des Dramatikers zur störenden Episodenfigur, gerade wie auch der unvergleichliche Charakter Delobelle, der mehr Komödiant als Mensch ist. Der einzige Zug, wo der Egoist „weint, aber fast ebenso sehr gerührt ist über sich selbst, den armen Vater, der sein Kind beerdigt, als über seine todte Tochter" ... ist mehr werth, als diese ganze Bühnenbearbeitung. Die Komik dieser Figur geht durchaus verloren, wenn man sie auf das Theater bringt. Der Schmierenkomödiant, der die lächerlichen Gesten und die übertriebene Salbung von den Brettern ins bürgerliche Leben überträgt, wirkt schon des Contrastes halber erheiternd. Sobald er aber auf die Bühne steigt und mit Seinesgleichen agirt, so geht jede Pointe verloren, und er muß zur Charge, zur Grimasse greifen, um den Contrast wieder herzustellen. Dann aber ist es vorbei mit der Naturwahrheit und die Caricatur ist fertig. Durchaus physiognomielos erscheint Frau Fromont, die im Roman „ein süßes Lächeln und einen Kinderblick" zeigt, und die Rolle des ehrlichen Planus ist nicht weniger undankbar. Und doch hätte Belot gerade ihn zum Mittelpunkt der Handlung nehmen müssen, wenn er ein wirkliches Drama schaffen und mehr mit dem Kopf, als mit der Scheere arbeiten wollte. Victorien Sardou gestand mir, daß er sich gleich nach Erscheinen des Romans mit dem Vorsatz trug, ein Theaterstück daraus zu machen, worin der Held nicht Risler sein müßte, dessen Schicksal schon tausendmal auf der Bühne behandelt worden, sondern Sigismond Planus, die fleischgewordene Ehre der Firma „Fromont jeune & Risler aîné", und worin es sich nicht so sehr um den Fall der Frau, als um denjenigen der Fabrik gehandelt hätte. Das verräth den gebornen Dramatiker.

Auch der ältere Risler ist entstellt. Im Roman spielt dieser leidende Theil in dem schmutzigen Compagniegeschäft „die Ehe zu dreien", wo Fromont als Cassier erscheint, eine wahrhaft tragische Rolle. Er ist ein prädestinirter Hahnrei; er liebt seine Frau, aber seine Liebe ist blind und die Natur hat ihn mehr zum Kaufmann, als zum Liebhaber bestimmt. Was seinem Herzen näher geht, der Ruin seines Hauses oder die Untreue seiner Frau oder der Verrath seines Associés, ist schwer zu bestimmen. In seinem Gericht, das er über die Elende ergehen läßt und bei ihrer — auch symbolisch treffenden — Beraubung und Degradation ist er von einer seltsamen Wildheit und Größe; er erscheint als ein betrogener Ehemann, der nicht lächerlich wirkt, weil der Dichter seine Blindheit sehr schön durch sein Uebermaß von Güte, Schlichtheit, Erfinderwuth und Naivetät motivirt hat. Auf der Scene ist das wesentlich anders. Hier macht der gute Schweizer, der über seiner Maschine seine Frau vernachlässigt, der sich von seinem Geschäftsgenossen so plump betrügen läßt und den stufenweisen Fall seiner Eheliebsten gar nicht bemerkt, ganz einfach den Eindruck eines Dummkopfs, der sein Unglück verdient und ein aufrichtiges Mitleid für ihn kann im Zuschauer nicht erwachen. Und was läßt sich erst von seinem Bruder sagen? Ein Hauptfehler des Romans, der ihn zum Object hat, kommt erst auf der Bühne in völliger Nacktheit zum Vorschein, ich meine die Verführung von Franz. Sie ist unwahrscheinlich, denn man darf wohl annehmen, daß Franz die kleine, kokette Grisette, mit welcher er in einem Hause aufgewachsen und die er zu seiner Frau machen wollte, wohl so viel kennen muß, um zu wissen, daß sie nicht aus dem Holze geschnitzt ist, woraus man Heilige und Märtyrer schnitzt. Seltsame Entschädigung in der That, wenn sich das Opfer tröstet, indem es den Bruder des angeblich geliebten Mannes entehrt, seinen Namen schändet und sein Vermögen durchbringt! In eine so plumpe Schlinge fällt kaum ein Schuljunge, geschweige ein vielgereister Ingenieur, welcher ja der College des modernen Romanhelden ist. Die Unwürdigkeit seines Fehlers ist nicht wahrscheinlicher, als die Monstruosität seiner Einfalt. Der Herr soll nämlich, versichert Daudet, der beste, ehrlichste, hingebenste Mensch und Bruder sein. Er übernimmt voll heiligen Feuers die Richterrolle und unterliegt bei der ersten Ziererei einer Boudoir-Komödiantin. Ja, er treibt seine Undankbarkeit, seine Niedertracht, welche nicht nur eine vorübergehende Verirrung ist, bis zum Verbrechen, zum Inceſt! Die Leidenschaft ist gewiß eine furchtbare Macht, aber hier kann sie nicht vorhanden oder doch nicht anhaltend sein! sie ist weder wahr noch menschlich. Im Roman will Franz bis zur Entführung gehen; Belot hat für das Theater dieses Motiv wohlweislich fallen lassen, denn Franz ist unsympathisch genug. Sobald der compromittirende Brief geschrieben ist, bereut Franz seine Thorheit. Aber der Inscenesetzer beging den großen Fehler, daß er gerade diese nicht nur unwahrscheinliche, sondern auch empörende Verführungsscene, welche die Kunst des Romanciers mit einem wohlthätigen Helldunkel umgab, im grellen Lampenlicht der Bühne in Action setzte. Kommt noch hinzu, daß der des Romans unkundige Zuschauer gar nicht aus der Exposition erfährt, daß Franz Sidonien vor ihrer Vermählung geliebt hat, so begreift man gewiß, daß diese Scene, wo der arme Liebhaber eine unglaubliche Dummenjungenrolle spielt, lebhaftes Gelächter hervorrufen mußte. Dasselbe ist übrigens auch mit dem Schluß der Katastrophenscene der Fall, und da zeigt es sich deutlich, wie viel der Roman und wie wenig das Drama wagen darf. Abgesehen daß dieses Romankapitel auf der Bühne roh, melodramatisch und aufdringlich erscheint, so wirkt der an sich tragische Fußfall nebst dictirter Bitte um Verzeihung kindisch und grotesk und Sidonie's eiliger Abgang vollends ernüchternd.

Diejenige Romanfigur, die am wenigsten verloren hat, ist Desirée Delobelle, die rührende Mädchengestalt, welche den Erfolg des Buches mitbewirkt und den des Dramas entschieden hat. Dieses unglückliche Ding, das ewig auf seinem Lehnstuhl sitzt und alle Poesie ihres Herzens auf die Colibris, die sie mit nie rastender Hand bearbeitet, übertragen zu haben scheint, ist sogar noch auf den Brettern eine erquickende, sympathische Figur, obwohl sie sich eigentlich jetzt in nichtsmehr von den landläufigen Backfischen unterscheidet, die im letzten Akt ihr Herz zu entdecken haben. Aber vom Farbenschmelz

des Originals bleibt noch immer so viel zurück, um das ganze Ehebruchsstück mit Frische und Lieblichkeit zu erfüllen.

Man begreift es vollkommen, daß ein gewiegter Theaterdichter, wie Adolphe Belot, zögerte, eine so liebenswürdige Person sterben zu lassen. Das Pariser Bühnenpublikum liebt es nicht, daß man vor seinen Augen jemand sterben lasse, für welchen es sich interessirt. Um diesem tiefgefühlten Bedürfniß nachzukommen, erfand der Bearbeiter den fröhlichen Schluß. Der Roman endet traurig, aber kühn, kräftig und logisch. Im Drama jedoch wird durch das gute Ende die Stimmung zerrissen; es paßt nicht hinein, aber Effect macht es, wie alle diese unvorhergesehenen, jähen, Coupartigen Lösungen à la Scribe.

Der Erfolg des Stückes war in den ersten zwei Akten ein fragwürdiger, in den beiden letzten aber, trotz der mittelmäßigen Aufführung ein entscheidender.

Als die Vorstellung zu Ende war, traf ich die beiden Verfasser im Foyer, umgeben von einer Schaar von Collegen und Freunden. Ich wünschte Daudet Glück zum schönen Erfolg.

„Da müssen Sie sich an Freund Belot wenden," antwortete er, und ein mißvergnügtes halbes Lächeln erschien in seinem schönen Antlitz. Belot schien es zu bemerken und sagte lachend:

„Bah, aber wir werden Geld machen."

Das ist ein Grund, aber keine Entschuldigung, dachte ich.

Aesthetische Anregungen.

Von Hans Herrig.

II.

Der erste Dichter war ein Epiker. Im verklärten Lichte erscheinen zuerst dem Menschen die Erinnerungen, der Vergangenheit gegenüber lernt er zuerst objectiv sein, wirklich etwas zu schauen, anstatt mitten darin zu stecken und aufzugehen. Der augenblickliche Eindruck wirkt auf ihn einmal viel zu lebhaft, als daß er so weit von ihm abstrahiren könnte, wie dies zur künstlerischen Gestaltung nothwendig ist, zweitens aber ist er viel zu flüchtig, als daß er im Momente desselben zur nöthigen Besonnenheit käme. Wenn wir das älteste Denkmal arischer Dichtung, die Hymnen des Rig Veda zur Hand nehmen, so leuchtet ein, daß bei diesen Hymnen von lyrischer Poesie im eigentlichen Sinne keine Rede ist. Man denke sich einmal etwa eine lyrische Empfindung, wie sie ein Gewitter in uns hervorruft und sehe sich darauf die Gesänge jener Urväter der Brahmanen an; nicht Empfindungen werden uns hier geboten, das Erlebte ist zum epischen Vorgange geworden, der erzählt wird. So entstand die Mythologie. Sie war Anfangs kein verwickeltes Gebäude von Stammbäumen und Allegorien, vielmehr eine Ansammlung einzelner mythischen Anekdoten. Diese bestanden unter einander — ebenso wie nach Schleicher's geistreichen Ausführungen, die Wörter-Formen der Sprache — den unausweichlichen Kampf ums Dasein, verständige Absicht und Philosophie traten hinzu, und aus dem mythischen Anekdotenschatze ward eine Mythologie. Inzwischen hatte das Volk auch historische Erinnerungen gewonnen. Aus der Verquickung dieser mit den mythischen Elementen entwickelte sich sodann das sogenannte Nationalepos, wie wir es bei allen Kulturvölkern finden, wenn es auch nur bei den arischen zur höchsten künstlerischen Vollendung fortschritt.

Wie theilte nun der Dichter diese ursprünglich epischen Poesien mit? Jedenfalls durch den Gesang, nur muß man sich unter diesem Gesange keine italienische Coloratur denken, sondern eine gesangsartige Recitation, die auf unsere Ohren vermuthlich sehr unerträglich wirken würde. Wenigstens behaupten dies diejenigen, welche die serbischen Heldenlieder zur Gusla singen hörten; die Monotonie sowohl des Vortrages, wie der auf dem genannten Instrumente dazu gespielten Begleitungsfiguren soll den Hörer fast zur Verzweiflung bringen. Genug, daß dieser Gesang auf diejenigen wirkt, für die er bestimmt ist oder war, daß er bei ihnen jene der geschlechtlichen verwandte Erregung hervorbrachte, auf welcher im Grunde aller Zauber der Musik beruht. Das setzt sie nicht hinab. Vielmehr liegt etwas unendlich Tiefsinniges in der Thatsache, daß die Wesen zuerst einen Laut von sich gaben und ein Ohr bekamen, damit die Geschlechter einander finden möchten. Was im Dienste des Amor geschehen, war doch die Geburt der Caritas. Man denke sich einmal eine taubstumme Welt, wenn das möglich wäre? Sicherlich bräche in die Finsterniß ihres Daseins auch nicht ein Lichtstrahl tröstender Liebe, es gäbe in der Schöpfung nur Raubthiere.

Der Mensch hat den Gesang als thierisches Erbtheil mitbekommen. Wenn wir

einigen Naturforschern glauben dürfen, so singt der Gorilla seinem Weibchen eine Scala vor und nach den erreichten Resultaten zu schließen, stand ihm der affenähnliche Ahn des Menschen nicht nach. Es versteht sich nun freilich von selbst, daß die Hymnensänger der Veden von alledem nichts mehr wußten, vielmehr den Gesang oder die Recitation bereits als künstlerisches oder, richtiger gesagt, priesterliches Mittel brauchten. Wenn man die Stufenleiter der wilden Völker durchgeht, so sieht man, welch eine relativ hohe Stellung die sogenannten Kulturvölker schon im Anfang ihres Auftretens einnahmen. Bei den wilden Racen dient der Gesang am allerwenigsten der künstlerischen Erregung, vielmehr der directen Nervenaufregung. Der Schamane und der Fetischpriester bringen sich unter Gesängen in ihre convulsivischen Extasen. Es ist hier etwas Dämonisches, ein Zaubermittel. Die Bundglieder zwischen diesem in tolles Jauchzen und Schluchzen ausartenden Gesang eines solchen Priesters und dem Brunstgeheul der Hirsche wird ein bewanderter Anthropologe nicht allzuschwer auffinden. Was aber die Verbindung nach vorwärts, mit jenen reinen und erhabenen Hymnensängern betrifft, so scheint auf sie eine interessante Thatsache hinzuweisen. Jene Hymnen wurden selbstverständlich beim Gottesdienst angestimmt. Den Mittelpunkt des altarischen Götterdienstes aber bildet ein berauschendes Getränk, der sogenannte Soma, zend. Haomatrank. Diesen trinken Priester und Götter, seine Kräfte werden unaufhörlich gepriesen. Es würde nun wohl eine allzu harmlose Deutung sein, wenn man annehmen wollte, die alten Arier seien ausgepichte Trinker gewesen und hätten den Soma verehrt, wie wir den Bachus oder Gambrinus. Vielmehr ist anzunehmen, daß dieser Trank als heilig galt, weil er jenen Rausch hervorbrachte, der für die niedere Religion die conditio sine qua non des Gottesdienstes ist. Sein Kultus deutet auf eine frühere Bildungsstufe hin. So viel über den Gesang und seine Bedeutung.

Auch selbst als die Mythologie schon entstanden war, lebten einzelne jener anekdotischen Hymnen weiter fort, nur daß man ihnen eine immer detaillirtere Ausführung gab. Es ging dem Dichter genau, wir jedem Einzelnen. Die Erinnerung ist keineswegs etwas Festes. Man sagt, die Vergangenheit sei unabänderlich. So weit sie durch das Medium der Erinnerung wirkt, ist das nicht wahr. Wie oft hat selbst eine historische Vergangenheit in dieser ein ganz anderes Aussehen gewonnen, als sie in Wirklichkeit hatte, und dann so durch den Volksinstinkt abgeändert, als Motiv in der Geschichte weiter gewirkt. Die Erinnerung idealisirt. Was ihr die Vergeßlichkeit entreißt, das ersetzt ihr die Phantasie und fügt oft dort einen Demanten ein, wo vorher nur eine schlechte Glasperle saß. An Stelle des „es könnte so gewesen sein" setzt sich allmählig das „es war so." Selbst der Gewissenhafteste wird ein Abenteuer, das er vor Jahren erlebt, nicht mehr genau der Wirklichkeit gemäß erzählen. Wenn man die homerischen Hymnen mit denen des Rig Veda vergleicht, so hat man einen Beleg dieses Fortbildungsprozesses.

Auf diesem Grunde nun entwickelte sich die antike Poesie. Sie kam weder jemals in ihrer Blüthezeit vom Gesange los, noch verlor sie ihren epischen Charakter. Von gesprochenen Dramen ist vor der jüngeren Komödie keine Rede und Lesedichtungen treten erst bei den Alexandrinern und Römern auf. Zu einem wirklichen Romane hat es das Alterthum überhaupt nicht gebracht. Lyrik und Drama entstanden indessen keineswegs direct aus dem Nationalepos; nicht etwa ist der Homer, der uns vorliegt, ihr Vater gewesen, sondern jener oben beschriebene Götterhymnus. Jemehr derselbe nämlich ein Theil der Kultushandlung wurde, destomehr entwickelte er sich nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich nach zwei Seiten hin weiter. Einmal beschränkte er sich nicht nur auf die epische Erzählung, sondern faßte auch die Beziehungen zwischen dem Erzähler und den angerufenen Göttern ins Auge, die Thatsachen galten schließlich als bloßes Beiwerk, während die andächtige Stimmung des Sängers die Hauptsache ward. Damit gewann der Hymnus einen lyrischen Charakter und es war natürlich, daß man diesen lyrischen Hymnus bald auch bei anderen Gelegenheiten anwandte, wo in irgend einer Weise feierlichen Gefühlen Ausdruck gegeben werden sollte. Es ist dies die sogenannte chorische Lyrik, die Ode des Pindar. Andererseits stellte sich, weil die bloße nüchterne Berichterstattung, an der sich die Ahnen begnügt, den Gefühlsdrang nicht mehr befriedigen konnte, das Verlangen ein, die

besungenen Ereignisse unmittelbar auf sich wirken zu lassen, sie womöglich mit fleischlichen Augen zu schauen. So ward aus dem Hymnus das Drama. Einmal im Mysterium, das eine dramatische Kultushandlung war, wie es noch heute die katholische Messe ist. Zum zweiten im eigentlichen Drama, der Tragödie und Komödie. Es ist bekannt, wie diese Kunstgattungen entstanden sind. Ursprünglich trat ein Einzelner aus dem Chore heraus, der vermuthlich den Mythus um den es sich handelte, nacherzählte, worauf dann der Chor mit seinen lyrischen Gesängen einfiel. Erst als ein zweiter Schauspieler dazu kam, entwickelte sich eine dramatische Darstellung. Man hat den Chor den idealen Zuschauer genannt, er war im Anfang sicherlich auch der reale, denn ihm allein kamen ja nur die dargestellten Ereignisse unmittelbar zur Anschauung, während, als das Drama zur angewandten Kunstform geworden war, der Chor zwischen Publikum und eigentlichem Drama stand und jenem erst den Eindruck vermittelte.

Daß das griechische Drama daher das letzte Ziel nicht erreichte, ist klar. Es wurde nicht zum directen Erlebnisse des Zuschauers, dieser blieb sich vielmehr stets bewußt, daß er in einer gänzlich verschiedenen Wirklichkeit vom Geschauten lebe. Dafür sorgten schon die Aufführungen, die bei hellem Sonnenscheine in den großen Theatern stattfanden, wo vor dem ungeheuren Zuschauerraume, den jeder übersehen konnte, die eigentliche Bühne ziemlich klein erscheinen mußte und die eigentliche Macht des Eindruckes von dem in der Orchestra, die gleichsam eine Fortsetzung des Zuschauerraumes war, versammelten Chore ausging. Auf diese Weise konnte aber auch das innere Wesen des Dramas kein anderes sein, als das des Epos. Was man das Fatum der griechischen Tragödie nennt, ist im Grunde nur ihr epischer Charakter. Das Höchste, was ein Geschichtsschreiber leisten kann, ist, daß er die Nothwendigkeit des Geschehenen aufweist. Weiter thut auch die griechische Tragödie nichts, sie zeigt, daß die moralische Welt ebenso unter ehernen Gesetzen steht, wie die physische, daß Götter und Menschen sich vor dem urewigen Schicksale beugen müssen. In der objectiven Welt kennen wir nichts als die Nothwendigkeit, das Drama aber war dem Griechen eine als Object vor ihm liegende Welt, innerhalb welcher auch der Chor seinen Gefühlen Worte verlieh; wenn hier ein anderes Gesetz, als die Nothwendigkeit geherrscht, so hätte es denselben absurden Eindruck gemacht, wie etwa ein unmotivirtes Wunder. Die Zertrümmerung einer Kunstform kommt nun meist daher, daß ein dumpfes Gefühl der Nichtbefriedigung sich in uns geltend macht, wir aber leider nur im Stande sind, das Alte zu verwerfen, nicht das Neue zu finden. Es ist bekannt, wie bei Euripides der Chor zur völligen Bedeutungslosigkeit herabsinkt, ohne daß es möglich gewesen wäre, ein unmittelbares Verhältniß zwischen Zuschauer und Drama herzustellen, und wie jenes absurde, unmotivirte Wunder in der Gestalt des deus ex machina herbeigerufen wird, um den tragischen Knoten zu lösen. Diese Lösung hatte die Kunst der Blüthezeit überhaupt nicht versucht; für sie war das Letzte die Resignation, die gehorsame Einfügung in die unabänderlichen Gesetze des Weltlaufes. Oedipus, der vor den Eumeniden floh, sucht diese zuletzt selber auf.

Das Nacheinander der Geschichte darf man nicht allzu einseitig auffassen. Auch heute gibt es auf Erden Gegenden, wo nicht die Eisenzeit, sondern das Steinalter herrscht, auch heute gibt es trotz Christenthum, Naturwissenschaft und Philosophie Kreise, in welchen unter mehr oder minder verändertem Namen das niedrigste Heidenthum, der Fetischismus fortbesteht. Das gilt auch in Bezug auf die Vorwärtsbewegung der Geschichte: neben dem was sich bereits entwickelt, liegen bereits die Ansätze dessen, was sich erst in späteren Zeiten entwickeln wird.

Jener Naturlaut, der zum priesterlichen Hymnengesange ward, hat noch einen andern Umwandlungsprozeß erfahren. Es ward die Melodie, die Melodie des Volkslieds. Was ist diese Melodie ursprünglich? Ich möchte sagen: die rhythmisirte Interjection der einfachsten Grundempfindungen. Denn sicherlich war das Volkslied kein langes, vielstrophiges Gedicht, sondern auch dem Texte nach gleichsam eine kurze Interjection. Noch heute sind die Jodler der Aelpler, die Rundas des Vogtlandes nicht viel mehr. Wenn wir uns das im Anfange Bemerkte ins Gedächtniß zurückrufen, ist es begreiflich, daß die Hauptthemen des Volksliedes und der sich aus ihm entwickelnden Lyrik Liebe und

Wein sind. Eine solche Entwicklung nun schreibe ich, nach den wenigen Fragmenten zu urtheilen, jener griechischen Lyrik zu, deren Heimath die Insel Lesbos war. Sie stand eigentlich außerhalb der griechischen Kunstgeschichte und deßhalb hat das, was wir davon kennen, so etwas Anheimelndes, Modernes. Sappho und Alcäus sind kaum klassische Gestalten zu nennen. Die Welt von Empfindungen, die in Sappho's herrlicher Ode Φαίνεταί μοι κ. lebt, verdankt keiner todten Erinnerung, keiner objectiven Anschauung ihre Entstehung, sondern jener momentanen Stimmung, deren unmittelbarste Verkörperung die Musik ist. Eine solche Lyrik ist aus der Musik herausgeboren und wenn diese Dichter sich so oft an ihre „Leyer" wandten, hatten sie Recht, indem es die Sehnsucht nach deren Klange war, welche ihnen die Worte eingab.

Es mag hier im Voraus gleich bemerkt werden, daß diese Volksmelodie auch der Ursprung sowohl der modernen Lyrik, wie der modernen Musik gewesen ist. Im Uebrigen finden wir auch am Anfange der germanischen Literatur jene epischen Hymnen. Es waltet indessen ein höchst auffälliger Unterschied zwischen der germanischen und indisch-hellenischen Mythenbildung, der theilweise auf klimatische Verschiedenheiten zurückgeführt merden muß. Während hier eine bunte Fülle von Mythen emporkeimt und sich in den mannichfachsten Kreisen mit einander verbindet, gab der Germane, so weit er sich unberührt von Geschichte und antiken Einflüssen entwickelte — also in der Edda, seinen Mythen einen dramatischen Mittelpunkt. Der Grieche konnte froh unter dem allesschauenden Zeus dahinleben, ihn kümmerte kein jüngster Tag; der Deutsche war Mitspieler im großen Götterdrama und sah den letzten Akt desselben, die unentweichbare Götterdämmerung mit allen ihren Schrecken vor sich. Gewiß spricht sich schon hierin andeutungsweise die ungeheure Differenz der antiken und modernen Anschauungsweise aus. Um letztere zu befestigen kamen noch zwei andere Umstände hinzu. Einmal das historische Erlebniß des Untergangs des römischen Reiches und dann das Christenthum.

Indessen wandelten sich die germanischen Mythen ebenso wie die antiken durch geschichtliche Einflüsse gleichfalls in ein Nationalepos um, das jedoch leider nur zum geringsten Theile eine künstlerische Formvollenduug erhielt. Sicherlich waren die Träger desselben den homerischen Rhapsoden verwandte Gestalten, die ihre Erzählungen unter Begleitung ihrer Fidel zum Besten gaben. Auch die ritterliche Lyrik, sicherlich dem Volksliede entsprossen, war für den Gesang bestimmt, verlor sich aber immer mehr in Künstelei, den Gesang hielt indessen selbst noch der Meistergesang für einen integrirenden Theil des dichterischen Schaffens. Auch das höfische Epos des Mittelalters mag bisweilen auf einen recitirenden Vortrag gerechnet haben; im Allgemeinen scheinen die Dichter sich aber mehr an einen Leser zu wenden.

Den Uebergang zum modernen Romane bilden die Epen der Renaissance und die Prosaauflösungen der alten Epen. Die dichterische Form der Ersteren trägt einen höchst eigenthümlichen Charakter. Man begreift denselben nur, wenn man sich klar macht, wie sie entstanden, wie der Dichter, sobald er einen neuen Canto vollendet, diesen dem Hofe vorlas und es dann vielleicht Wochen dauerte, bis dieser den folgenden zu hören bekam. Es ist deßhalb nahezu unmöglich, den Bojardo und Ariosto hintereinander durch zu lesen. Die Zusammenhangslosigkeit ihrer Werke macht dieselben ungenießbar, das ewige Abbrechen und Wiederanknüpfen ermüdet aufs Aeußerste. Stellen wir uns nun aber vor, wie diese Dichtungen ursprünglich ihrem Publikum mitgetheilt wurden, so liegt auf der Hand, daß das phantastisch verschwommene Durcheinander seinen besonderen Reiz hatte, da man auf diese Weise jedesmal etwas Anderes hörte und die — außerdem meist populären — Namen der Hauptheiden für den nöthigen Zusammenhang genügten. Thorheit wäre es, in dieser für uns als formellen Mangel zu bezeichnenden Eigenschaft Humor zu suchen. Dieser liegt meines Erachtens ganz wo anders, nämlich darin, daß der Dichter diese Ritterabenteuer einmal als etwas durchaus Wirkliches, ja Historisches erzählt, auf der andern Seite aber durchblicken läßt, es seien doch nur poetische Schnurren, an denen man sich ergötzen und über die man lachen solle, wobei nicht zu vergessen ist, daß diese Ritterwelt für Ariost keineswegs in dem Sinne etwas märchenhaft Vergangenes war, wie für uns, vielmehr halb und halb etwas Gegenwärtiges.

An die Ritterbücher und die Epen der Renaissance schloß sich der moderne Roman, auf den man das alte Gleichniß von der Geburt der Minerva gerbauchen könnte. Wenn Don Quixote der erste moderne Roman ist, so ist er auch im gewissen Sinne der vollendetste. Kaum jemals wieder ist die Grundidee eines Werkes selber so ein Product des Humors gewesen wie hier, was freilich nicht Cervantes Verdienst allein war. Natürlich haben wir dabei nichts ins Auge zu fassen, was sich Alles in ein Werk des Genius (das eben vieldeutig ist wie die Welt selbst) hineinlegen läßt, sondern was von vornherein darin liegt. Im Don Quixote existirt jene phantastische Ritterwelt nur noch im Kopfe des Helden; wohl erscheint sie im Kampfe mit der Wirklichkeit lächerlich, aber wird diese Wirklichkeit nicht auch wieder lächerlich, wenn man sie mit ihr vergleicht, ist nicht Sancho ebenso gut eine komische Figur wie Don Quixote? Beide betrachten einander im Grunde als etwas Nicht-Existirendes, existiren aber doch. Der Ursprung des Lächerlichen, sagt Schopenhauer, ist allemal die paradoxe und daher unerwartete Subsumtion eines Gegenstandes unter einen ihm übrigens heterogenen Begriff und bezeichnet demgemäß das Phänomen des Lachens allemal die plötzliche Wahrnehmung einer Incongruenz zwischen einem solchen Begriffe und dem durch denselben gedachten realen Gegenstand, also zwischen dem Abstrakten und dem Anschaulichen. Das gilt nicht nur vom Witze, sondern auch von jenem Gegensatze im Don Quixote und im letzten höchsten Sinne von der humoristischen Weltanschauung überhaupt. Dieselbe kann sich auf zweierlei Weise äußern. Wie in Don Quixote's Seele Alles die bunten Farben seiner eigenen Phantasie annahm, so versinkt gleichsam die Welt mit allen ihren dunkeln Flecken im unendlichen Gemüthsleben des Dichters, diesem gegenüber erscheint die Wirklichkeit als etwas Nichtexistirendes, es wirkt gewissermaßen lächerlich, daß sie überhaupt noch draußen zu existiren behauptet. Das ist die Weltanschauung Jean Paul's. Dieselbe hat etwas im schlechten Sinne Donquixotisches an sich und kann der menschlichen Seele keine reine Befriedigung gewähren, weil sie schließlich auf einem Irrthume beruht. Denn dies Gemüthsleben ist ja selber ein Theil jener realen Welt, von allen seinen Mängeln und Schwächen behaftet. Um diesen Widerspruch zu tilgen, fängt der Dichter an im falschen Sinne zu idealisiren, wie Jean Paul bei seinen schwärmerischen Jünglings- und ätherischen Mädchengestalten gethan hat. Der Leser aber, der der erhöhten Stimmung des Dichters nicht immer folgen kann, merkt bald, daß er es hier mit phantastischen Träumen zu thun hat.

Was ist nun die wahrhaft humoristische Weltanschauung? Ueber Phrasen, wie „der Humor ist die Wechseldurchdringung des Endlichen und Unendlichen" spottet Schopenhauer mit Recht. Ich kann mich indessen auch mit seiner eigenen Erklärung nicht ganz zufrieden geben, weil sie uns nicht recht klar macht, wie so der Humor etwa die Grundstimmung eines ganzen Werkes bilde. Was ich unter humoristischer Weltanschauung des Dichters verstehe, kann der Leser sich im kleinen Anfange klar machen, wenn er ein altes Modekupfer zur Hand nimmt, oder die Photographie einer ihm bekannten und lieben Dame, etwa aus den fünfziger Jahren, als die Reifröcke Mode waren. Nichts macht einen lächerlicheren Eindruck; wir können es uns kaum noch denken, daß ein Mensch so gegangen ist, besonders wenn wir die Betreffende kennen; ja wir empfinden gewissermaßen Mitleid, daß die Aermste sich zu einer solchen Posse bequemen mußte. Sagen wir jener Dame, daß ihre jetzige Tracht vermuthlich in zwanzig Jahren denselben Eindruck machen wird, so will sie es uns kaum glauben. Nehmen wir weiter ein schon umfassenderes Beispiel. Der Mensch findet die Natur, in der er lebt, im Grunde selbstverständlich, es fällt ihm Nichts daran auf. Sehen wir die Formen einer fremden Zone, so kommt uns schon Vieles daran seltsam vor, aber wir finden uns doch wieder hinein, weil sie leben und damit uns ihre innere Nothwendigkeit bewiesen zu haben scheinen. Wie anders aber, wenn wir einen Blick in eine entfernte Schöpfungsperiode werfen, die mit der unsern nicht mehr im erkenntlichen Zusammenhange steht, ja wenn wir nur in einem Aquarium das Leben und Treiben auf dem Meeresgrunde betrachten, das uns für gewöhnlich die Fluthen bedecken: die Vorstellung einer Welt des Ichthyosaurus und Pterodactylus, oder die Anschauung jener schnappenden Seerosen, zitternden Polypen, phantastischen Schaalenthiere ꝛc. erfüllt uns mit einem Gemisch von Grauen und Lachen.

Und wenn die Luft nun ein Ocean wäre und ein Genius stände außerhalb der Erde — etwa auf dem Punkte des Archimedes — müßte er nicht dieselben Empfindungen haben? Müßte es ihn nicht grauen, müßte er nicht über das tolle Treiben lachen und müßte er nicht wieder inniges Mitleid, innige Liebe empfinden, da er doch weiß, daß das Alles lebt, Schmerzen empfindet, daß es an seine eigene innere Nothwendigkeit glaubt, während es ihm vorkommt, wie der sinnlose Traum einer kurzen Nachtwache. Ein solcher Genius nun ist der humoristische Dichter, so steht er derGegenwart gegenüber, in welcher er lebt. Es ist deßhalb nicht nöthig mit Schopenhauer den Humor als die umgekehrte Ironie zu betrachten, der Scherz, durch welchen der Ernst hindurch scheint; es wäre da schwer zu begreifen, wie da der Humor trotz aller Rührung, so etwas erlösendes, das Gemüth befreiendes haben könnte. Der Humor läßt im Gegentheil durch den Ernst den Scherz durchbrechen; er zeigt uns die Welt, wie sie ist, mit allen Leiden und Freuden, seinen und unsern eigenen darin, aber er löst uns gleichsam von allen Banden, die uns mit derselben verknüpfen, so daß sie uns fremd und lächerlich wird, wie jene veraltete Photographie oder wie die Kreideperiode.*

Die Objectivität, wie sie der Humor verlangt, kommt dem epischen Dichter zu. Auch braucht der Humor Raum, um sich zu entfalten und so scheint es fast, als wenn der humoristische Roman nicht ohne eine gewisse Länge denkbar sei. Ferner bedarf derselbe jenes bunten kaleidoskopischen Durcheinanders, wie die Ritterepen der Renaissance, da wir ihn immer wieder von Neuem aufsuchen sollen, bald heute bald morgen darin lesend. Aber wie neben dem Epos der einzelne Hymnus fortbestand oder um das moderne Analogan, die Romanze und Ballade (nicht in ihrer heutigen literarischen Bedeutung, sondern als gesungenes Volkslied), so neben dem Romane die Novelle. Wenn der Roman ebenso wenig, wie das Epos dazu da ist, hintereinander genossen zu werden, so ist das umgekehrt mit der Novelle der Fall. Sie will uns vom ersten bis zum letzten Augenblicke fesseln, daß wir uns festlesen und wenn ein novellenhafter Inhalt so weit ausgereckt wird, daß wir nothgedrungen Pausen machen müssen, so hat der Dichter einen Fehler begangen. Die Novelle fesselt uns auf zweierlei Weise: indem sie entweder spannt oder erregt. Sie spannt durch die Seltsamkeit des Erzählten, durch die überraschende Verknüpfung der Thatsachen. Wenn sie erregt, so gewinnt sie einen lyrischen Charakter. Wie die Engländer das Höchste im Romane geleistet, so haben es die Franzosen in der Novelle gethan. Die Novelle mit mehr epischem Charakter hat Balzac zur höchsten Vollendung ausgebildet, als Lyriker sind Bernardin de St. Pierre, Chateaubriand (René und Atala) vor Allem aber George Sand zu nennen. Die herrlichste lyrische Novelle jedoch ist Goethe's Werther.

Der humoristische Roman ist der eine Pol der Dichtung. Wohl ist er ein Spiegelbild der Welt, aber er hat, wie diese, keinen Abschluß. Die Welten rollen weiter, sagt das buddhistische Sprüchwort. Wie viele auch sterben, wie viele auch Hochzeit machen, der Roman der zu Ende ist, könnte einen zweiten Band haben, in welchem uns die Schicksale der Ueberlebenden weiter erzählt würden. Einen wahren Abschluß innerhalb des Weltgetriebes gibt es nur für das Individuum. Es giebt nur ein Weltgericht — das wenigstens ist Schopenhauer's Lehre —, wenn das zur letzen Erkenntniß gekommene Individuum sich von der Welt abkehrt und spricht: „ich mag dich nicht". Doch es bedarf nicht einmal dieser letzten äußersten Consequenz: es ist schon ein Abschluß, wenn überhaupt ein Wollen sich bricht, der Sinn sich wandelt und eine Entsagung eintritt. Diese herbeizuführen, ist die Aufgabe der Tragödie und des Dramas. Allerdings werden wir auch im Romane auf solche Sinneswandlungen stoßen, allein sie treten innerhalb der objectiven Welt ein, sind für diese nicht von Belang, und wenn der Held des Romanes Christus selbst wäre, wir würden auch nach seinem Tode mit der Legende dennoch fragen, was aus Joseph und Maria, aus dem Jüngling von Nain und dem

*) In Schopenhauer'schen Kunstausdrücken wäre daher der Humor als die Anschauung des Gegensatzes zwischen der idealen Grundlosigkeit alles Existirenden und der realen Kausalität zu bezeichnen.

Hauptmann von Kapernaum später geworden sei. Im Drama interessirt uns das Alles nicht; ist einmal der bezeichnete Abschluß eingetreten, so bleibt es selbst gleichgültig, wie späterhin der Held endet. Gegen dies Gesetz wird oft in Stücken gefehlt, die nicht einen tragischen, sondern überhaupt nur einen dramatischen Ausgang haben. Des Beispiels halber nenne ich Björnson's Fallissement. Als Tjälde zur Einsicht gekommen, als sein Wille gebrochen, ist das Stück zu Ende; wir empfinden es als vollkommen überflüssig, wenn der Dichter uns nachher noch zeigen will, daß er einen friedlichen Lebensabend genießt. Was kümmert uns das? Für uns ist die Sache abgeschlossen, selbst wenn der Herr Tjälde zum zweiten Male sich aufs Speculiren würfe. Oder man stelle sich vor, daß der Dichter in einer Tragödie uns auch über das Schicksal der Nebenpersonen beruhigen wollte. Wir würden ihn auslachen. Und warum ist dies der Fall? Weil der Roman uns als objective Erinnerung vor die Seele gezaubert wird, das Drama aber ein subjectives Erlebniß ist. Die Welt des Romans liegt breit und bunt vor uns, die des Dramas ist unser Eigenthum, gleichsam nur unser Traum, wir träumen diese Welt gemeinschaftlich mit dem Helden; wenn er sich von ihr abkehrt, ist sie auch für uns ins Nichts zerronnen. Deshalb ist die moderne Tragödie die wahrhafte Kunst der Erlösung, der Freiheit, die nicht, wie die antike, sich bei der schließlichen Ergebung in die Gesetze des Weltlaufes beruhigt und resignirt, sondern durch Entsagung über dieselben triumphirt. So ist sie, wie die antike ein Pendant der religiösen Mysterien war, der künstlerische Ausdruck der christlichen Idee, wie es denn überhaupt natürlich ist, daß die Kunst im Grunde das Letzte sagt, wie Religion und Philosophie. Und wie Christus am Kreuze zwischen den beiden Schächern ein Bild des wundersamsten ergreifendsten Humors ist — was die altdeutschen Meister bei ihrer Darstellung dieser Scene stets gefühlt haben, — so ist das Wort: „Vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun!" das letzte Wort der Tragödie! die Welt weiß nicht was sie thut, der Held hat es erfahren und hat nur noch den letzten Seufzer für sie übrig: „Es ist vollbracht". Der Schleier der Maja ist zerronnen, der Vorhang schwebt langsam nieder, die Welt, die ein Paar kurze Stunden mit ihren Freuden und Schmerzen existirte, ist ins Nichts hinabgesunken. Nicht ohne Grund spielen wir nicht im Sonnenschein und unter freiem Himmel Theater. Wir lassen die laute Wirklichkeit hinter uns, um im Theater die Träume des Dichters mitzuträumen, das Theater ist gleichsam das Allen gemeinsame Traumorgan und es ist die Aufgabe der theatralischen Technik, dafür zu sorgen, daß wir in unsern Träumen durch nichts gestört werden.

Entspricht nun die bisherige Geschichte des Drama bereits dem hier bezeichneten Ideale, das jedenfalls den Vorzug hat, etwas von dem des Romanes im innersten Wesen Verschiedenes zu sein? Keineswegs. Es ist um so mehr ein Ideal, als unser modernes Drama im Anfang nichts, als ein aufgeführtes Epos war. Die Mysterienbühne ist die lebendige Illustration jenes von Gutzkow als Kennzeichen des Romanes hervorgehobenen „Nebeneinanders". Der schwerfällige und kostspielige Genuß der Mysterienbühne verschwand, um der Shakespeare'schen Einfachheit Platz zu machen. Das „Nebeneinander" blieb auch hier, und war leicht daran zu erkennen, daß man zwei Bühnen hintereinander hatte. Nicht umsonst waren Shakespeare und Cervantes Zeitgenossen, nicht zufällig ist es, daß die Engländer späterhin ihr größtes im humoristischen Romane geleistet haben. Shakespeare und Dickens sind weit inniger verwandt, als man sich meistens eingestehen will.

Und Aehnliches gilt von den Franzosen. Wie sie stets als Novellisten, als Erzähler am vorzüglichsten waren, so sind auch ihre Dramen weiter nichts als aufgeführte Novellen. Fast jedem Beobachter ist es aufgefallen, daß der französische Schauspieler sich stets an das Publikum wendet. Es liegt dies darin, daß die jedesmalige Scene niemals wie eine uns selbst wider Willen fesselnde Traumerscheinung fesselt, sondern Alles auf dem Gange der Handlung, der Verwicklung der Ereignisse, der novellenhaften Spannung beruht. Es ist deßhalb nicht weiter verwunderlich, daß derselbe Inhalt heute als Novelle, morgen als Drama bearbeitet wird. Wir brauchen kaum zu versichern, daß diese Bemerkungen nicht etwa einen Tadel aussprechen sollen. Es kommt in die Kunst darauf an,

daß überhaupt etwas geleistet wird und dies haben die Franzosen auf der Bühne mehr als reichlich gethan. Aber es ist nicht das dramatische, am allerwenigsten das tragische Ideal, das sie verwirklichten. Sicherlich aber wird es die Aufgabe der Poesie für die Zukunft sein, immer selbstbewußter die beiden polaren Weltanschauungen des Humors und der Tragik auszuprägen. Die innerlichen Wesensunterschiede der Dichtungen liegen darin, je nachdem sie nach der einen oder andern mehr gravitirt. Durch welche Mittel der Dichter seine Weltanschauung offenbaren will, bleibt sich gleichgültig, wenn wir auch festhalten müssen, daß der Humor im prosaischen für das Lesen bestimmten Romane, die Tragödie im gesprochenen Drama am meisten zu ihrem Rechte kommt.

Es bliebe uns nun noch übrig, die Entwicklung der Lyrik und des Gesanges, so wie die Entstehung des gesungenen Dramas zu betrachtend. Da dies aber ohne ein specielles Eingehen auf die Geschichte der Musik unmöglich ist, so würde es uns allzuweit abführen.

Die Volks-Epik der Serben.

Von Ludwig Kuhls.

Unter Goethe's Gedichten hat eines die Ueberschrift: „Klagegesang der Frauen Asan Aga ꝛc. Aus dem Morlackischen". Goethe hat dasselbe aber aus dem Französischen übersetzt, und es ist zu verwundern, daß das Lied durch zwiefache Umdichtung doch nichts von seiner Eigenthümlichkeit verloren hat. Es ist dieses die erste Probe serbischer Volkspoesie, die in Deutschland allgemein bekannt wurde, denn die „Morlackischen Geschichten", die Herder im ersten Theil seiner „Volkslieder" mittheilt, sind weniger bekannt geworden, auch sind sie nicht echt zu nennen, weil Herder aus unreiner Quelle schöpfte, nämlich aus der Sammlung von Katschitsch. Dieser, ein Franziskaner, hat um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zum ersten Mal Volkslieder in jenen Gegenden gesammelt, hat sich aber nicht enthalten können, seine eigene Bildung hinein zu tragen und sie so zu verstümmeln und zu modernisiren. Sie müssen aber des Schönen und Eigenthümlichen doch noch genug gehabt haben, um den für „Völkerstimmen" empfänglichen Herder anzuziehen.

Das Hauptverdienst um die Sammlung und Aufzeichnung dieser schönen Poesien hat der Serbe Wuck Stephanowitsch Karadschitsch, der in den Jahren 1814 und 1815, von gelehrten Freunden unterstützt und aufgemuntert, zwei Bände „Volkslieder" herausgab, wie sie ihm theils aus frühester Kindheit im Gedächtniß lebten, und wie er sie anderentheils dem Volksmunde abgelauscht hat. Aber trotz dem, daß die Gebrüder Grimm ihnen einige Aufmerksamkeit schenkten, blieben sie in Deutschland doch unbeachtet, bis Wuck Stephanowitsch Karadschitsch durch serbische Grammatik und Wörterbuch diese Sprache, die bis dahin ohne jede Literatur gewesen, erst feststellte und ihr eine Orthographie gab (denn was sich in jenen Gegenden Geschriebenes vorfand, war ein Kirchenslavonisch). Die drei starken Bände Volkslieder, die alsdann Wuck 1824 in Leipzig drucken ließ, erregten allgemeines Interesse in der Gelehrtenwelt, wie in den Göttinger Anzeigen zu lesen; und sowohl diese, als auch die 1840 in Wien erschienene sehr vermehrte Sammlung haben mehrfach zu Uebersetzungen gereizt. Die bekannteste Verdeutschung dürfte die von Talvj sein, doch sind auch Gerhard, Kaper, Götze, Wesley, Vogl und Frankl als Uebersetzer zu nennen. Die Lieder fanden so viel Beifall, daß namhafte Pädagogen, wie z. B. Wackernagel, sie in ihre für Schulen bestimmte Mustersammlungen aufnahmen.

Gehen wir nun auf Inhalt und Eigenthümlichkeiten der Lieder näher ein, so erinnern wir uns zunächst daran, daß die Serben Slaven sind. Die Gabe und Liebe des Gesanges ist den Slaven angeboren und alle slavischen Völkerschaften besitzen eine Volkspoesie, nur daß die Gunst oder Ungunst der Verhältnisse die Entwickelung der Volksdichtung bei den einzelnen Stämmen mehr gefördert oder gehindert hat. Selbständig und eigenthümlich, wie sie ist, stellt sich uns die slavische Volksdichtung durchgehends als ein Ausfluß des Grundzugs slavischen Nationalcharacters dar. Scherrer bezeichnet diesen Grundzug mit dem Worte „Duldmuth". Es klingt ein ergreifend melancholischer Grundton durch die slavische Volkspoesie, und sie verhält sich zu der anderer Völker

etwa wie die Musik der Molltonarten zu der der Durtonarten. Mit Vorliebe äußert sie sich episch schildernd und ist da wahrhaft homerisch einfach, anschaulich und plastisch; tritt sie lyrisch auf, so geschieht es mit herzgewinnender Innigkeit. Man hat mit Bewunderung die Abwesenheit aller Gemeinheit in diesen volksmäßigen Dichtungen wahrgenommen, und ihre primitive Naivetät verbirgt der fast durchgängige Mangel an Witz und Satyre.

Am schönsten und reichsten entfaltet sich die slavische Volkspoesie bei den Südslaven, namentlich in Serbien. Doch ist unter Serbien nicht nur das Land zu verstehen, das heute diesen Namen führt, sondern alle die angrenzenden Länder, in denen dieselbe oder eine ähnliche Sprache geredet wird, wie Bosnien, die Herzegowina, Montenegro, Dalmatien und der südöstliche Theil von Kroatien, in welchen Gegenden zwar hauptsächlich die griechische Kirche herrscht, aber auch die römische und zum Theil der Islam. Fast alle diese Länder hat einst das Serbenreich umfaßt; darum ist auch der Schauplatz der geschilderten Heldenthaten ein großer, und eines der ältesten Heldenlieder, „Der kranke Dojtschin", hat Macedonien zum Schauplatz, denn auch über dieses erstreckte sich das Serbenreich in seiner höchsten Blüthe. Es ist ein schönes, aber barbarisches Lied, und wenn es auch nebst vielen anderen der ältesten Lieder erst aus dem fünfzehnten oder sechszehnten Jahrhundert stammen mag, wenn auch in diesen Liedern schon geschichtliche Personen auftreten, so sind sie doch noch in ein altheidnisches Farbengewand gehüllt; weniger dadurch, daß darin redende und geflügelte Pferde und dergleichen Wunder auftreten, als vielmehr durch die fürchterlichen Grausamkeiten, denen wir darin begegnen.

Zu den ältesten Liedern gehören die Legenden, die durch ihren Inhalt zwar ihren klösterlichen Ursprung verrathen, nichtsdestoweniger aber denselben Volkston haben. Unter den himmlischen Heiligen spielt befremdlicher Weise der Donnerer Elias eine hervorragende Rolle, neben St. Johannes, St. Petrus, St. Niklas und der „seligen Maria", die nicht, wie in der römischen Kirche, als unbedingte Himmelskönigin erscheint, denn die übrigen Heiligen blicken nicht anbetend zu ihr hinauf, sondern reden sie an: „Unf're Schwester, selige Maria".

Die biblischen Heiligen lassen wir uns allenfalls gefallen, wir entsetzen uns nur über die ungeheure Anzahl der römischen Heiligen von neuerem Datum. Dort scheint man mit der Heiligsprechung nicht so freigebig gewesen zu sein, denn außer dem heiligen Sawa weisen die serbischen Volkslieder kaum noch einen wirklichen Heiligen auf, dessen Diplom nicht aus der Bibel nachzuweisen wäre. Und dieser Sawa, der Sohn des ältesten historischen Serbenkönigs Nemanja, hat so viele Verdienste um sein Volk sich erworben, daß dieses wol mit einigem Recht ihn in dankbarer Erinnerung einen Heiligen nennen mag.

Die Legenden-Literatur ist indeß verschwindend klein gegen die sehr vielen Heldenlieder derselben, während sie in der römischen Kirche Jahrhunderte lang fast die einzige Lectüre der lesenden und der hauptsächlichste Erzählungsstoff der hörenden Welt gewesen ist.

Die Helden-Poesie muß schon sehr früh bei dem Volke der Serben zu Hause gewesen sein, denn die alten historischen Aufzeichnungen erwähnen schon häufig der „alten Lieder". Manches Andere deutet darauf hin, daß dieses und jenes Lied schon vor Jahrhunderten für alt gehalten ward; und wie schon angedeutet, ist die entsetzliche Barbarei, die darin vorkommt, und die spätere Zeiten doch nicht mehr kennen, ein sicheres Kennzeichen des Alters. Das Augenausstechen, die Strafe des Geschleiftwerdens durch wilde Rosse ꝛc. sind ziemlich gewöhnliche Vorkommnisse, fehlen aber in den Liedern, die nachweislich aus dem siebzehnten Jahrhundert stammen.

Der schon erwähnte heilige Sawa, der um die Mitte des zwölften Jahrhunderts lebte, ist noch ein Zeitgenosse unseres Friedrich Barbarossa, der auf seinem Zuge nach Palästina bei Sawa's Vater Gastfreundschaft genoß. Doch erst im vierzehnten Jahrhundert, d. h. im Sagenkreise Duschan's des Gewaltigen, treten wir auf festeren historischen Boden. Wenn die Lieder, welche diese Helden und ihre Thaten besingen, auch nicht gleichzeitig mit diesen gedichtet sind, so sind sie es doch sicherlich bald nachher und ruhen unmittelbar

auf einer mehr in ihnen aufgegangenen als untergegangen Generation gleichzeitiger Lieder. Sie stimmen bewundernswürdig und vielmehr als die alten Volksballaden anderer Nationen, mit den Annalen der Mönche überein, ja sie sind für das Volk die einzige geschichtliche Ueberlieferung. Die Geistlichkeit aber, meist in Klöstern lebend, hatte nur geringen Verkehr mit dem Volke, wie sie denn überhaupt im Orient weit weniger sich mit Laiengeschäften befaßte und und noch befaßt, als im Abendlande, namentlich nicht Staaten zu unterwühlen sucht. Bei diesem Fernhalten der Geistlichen von weltlichen Dingen können also die in den Heldenliedern erzählten Begebenheiten sich nur allein im Volksbewußtsein, also ohne jegliche schriftliche Aufzeichnung erhalten haben.

Für den nicht klösterlichen Ursprung der Heldenlieder sprechen auch die vielfachen heidnischen Anklänge, und unter diesen bildet der Glauben an die Wila, oder vielmehr an die Wilen die Hauptsache.

Die Wila kommt so häufig in serbischen Liedern vor, daß ein Sammler und Herausgeber derselben, Gerhard, sein Buch „Wila" nannte. Gewiß ist anzunehmen, daß zur Zeit, als die Lieder entstanden, die Wila noch von Jedermann geglaubt wurde. Was dem griechischen (Volks-) Epos das ganze Heer der Götter ist, die in die Thaten der Menschen stets fördernd oder hindernd eingreifen; was Zwerge, Drachen, Feen ꝛc. im altdeutschen Epos und Märchen, ja was Engel und Teufel in christlichen Epen und Erzählungen sind, das sind die Wilen in den serbischen, und sie gewähren ihm einen ganz besonderen Reiz. Die Wilen sind eine Art Halbgötter, nicht so derb körperlich, wie die Menschenkinder, aber doch auch nicht ganz geistig. Sie sind der Inbegriff weiblicher Schönheit und Anmuth, so daß die schönsten unter den Mädchen mit Wilen verglichen werden. Sie belustigen sich zuweilen mit den Menschenkindern, indem sie nicht verschmähen mit ihnen Wein zu trinken, oder einen Sangeswettkampf anzustimmen; sie schließen mit ihnen Bündnisse, werden Bundes-Schwestern der Helden, und übernehmen als solche die Pflicht, ihren Bundesbrüdern beizustehn. Oft zerstören sie boshaft die Werke der Menschen. In dem Gedichte: „Erbauung Skadars" heißt es:

Schon drei Jahre brau'n dreihundert Meister,
Können nicht einmal den Grund erheben,
Minder noch die Feste selbst erbauen.
Was am Tage aufgebaut die Meister,
Alles reißet nächtlich ein die Wila.

Sie kämpfen mit den Menschen, denen sie zwar meist überlegen sind, zuweilen aber doch von diesen besiegt, ja sogar getödtet werden — sie sind also nicht ganz unsterblich. Sie reiten auf Hirschen, die sie mit Schlangen zäumen und peitschen; sie schießen mit Pfeilen, die nie ihr Ziel verfehlen; sie ruhen auf den Fluthen; sie schwingen sich in die Wolken und sprechen von da herunter zu den Helden. Ihr eigentlicher Aufenthalt aber ist das Waldgebirge, dessen eigentliche Herrinnen sie sind, und aus dem Waldesdickicht erschallt ihr Glück oder Unheil verkündender Ruf, erbeten oder unerbeten zu den Menschenkindern als Orakel herüber, und sie erscheinen darin als eine Art Schicksalsgöttinnen.

Der Lieblingsheld der Serben, Marko, reitet einst mit seinem Bundesbruder Milosch durch den Bergwald und fordert diesen, der eine sehr schöne Stimme hat, auf zu singen; dieser erwidert:

„Gern würd' ich Dir etwas singen, Bruder!
Aber vielen Wein trank gestern Nacht ich
Mit der Wila Rawijojl' im Bergwald;
Dabei warnte drohend mich die Wila,
Wenn sie jemals höre, daß ich sänge,
Würde sie mit Pfeilen mich durchbohren,
So im Hals wie im lebend'gem Herzen."

Auf dringendes Zureden singt er dennoch; die Wila Rawijojla vernimmt es und beginnt sogleich Zwiegesang mit ihm; aber Milosch singt schöner als sie.

Zürnte drob die Wila Rawijojla;
Auf sprang sie im Waldgebirge Mirotsch,
Nahm den Bogen und zwei weiße Pfeile,
Einen schleudert sie in Milosch's Kehle
Und den andern ihm ins Heldenherze.

Nun beginnt Marko auf seinem gefeiten Roß eine rasende Jagd auf die Wila und erreicht sie.

Als die Arme sich in dieser Noth sah,
Flog sie auf bis zu des Himmels Wolken;
Aber Marko griff nach seinem Kolben,
Schleudert ihn empor, ein gutes Wurfholz,
Trifft die weiße Wila an die Schultern,
Wirft sie nieder auf die schwarze Erde.
Und beginnt zu hau'n sie mit dem Kolben,
Wendet sie zur Rechten und zur Linken,
Schlägt sie mit dem sechsgeschwingten goldnen:
„Was, Wila, daß Dich Gott erschlage!
Warum durchbohrst Du meinen Bundesbruder?
Kräuter gib mir jetzo für den Helden,
Oder Du trägst nicht den Kopf davon mehr!"

Da legt sich die Wila aufs Bitten, schließt Bundesbruderschaft mit dem Helden, sucht Kräuter auf dem Waldgebirge und heilt damit den Verwundeten, daß seine Kehle süßer, sein Herz gesünder werden, als sie je gewesen. Die Wila aber bleibt Marko treue Bundesschwester, die ihm noch manchmal in höchster Gefahr nahe ist und ihn errettet, selbst bei einem zweiten Kampfe mit einer von ihm beleidigten Wila, bei welchem er schon unterlegen ist.

Daß diese heidnischen Gestalten neben dem christlichen Glauben ganz gut bestehen konnten, beweist, daß sie zuweilen sogar etwas vom christlichen Charakter annehmen. Als die schon genannte Wila sich dem Helden Marko verbrüdern will, ruft sie:

„Du in Gott mein Bundesbruder Marko!
In dem höchsten Gott und Sanct Johannes!
Schenke mir das Leben im Gebirge!"

Einst räth dieselbe ihrem Bundesbruder, nicht am Sonntag Kampf auszufechten, und als dieser, die Weisung vergessend, es dennoch thut, überwunden wird und in höchster Noth seine Bundesschwester, die Wolkenwila, anfleht, da ruft sie ihm von oben zu:

„Hab' ich's nicht, Elender, Dir gesagt,
„Nicht am Sonntag sollst du Streit ausfechten?"

Dieses Nahesein in der Noth an weit entlegenem Orte beweist auch die geistige Natur der Wilen. Genug, diese Wesen stehen den Menschen gerade so nahe und so fern, daß sie in den Heldenliedern eine sehr natürliche, aber doch hochpoetische Rolle spielen können.

Einer der Hauptheiden der serbischen Heldenlieder ist der Zar Lasar mit seiner Tafelrunde. Unter ihm fällt die große Schlacht auf dem Amselfelde vor, durch die von den Türken das große Serbenreich zertrümmert wird. Diese Schlacht ist in vielen schönen Liedern besungen. Der Literaturhistoriker Scherrer sagt darüber:

„Die Schilderung der Kossower Schlacht, welche das serbische Heldenlied gibt, darf sich kühn neben die Epik aller Nationen stellen, und ich wüßte selbst im Homer keine schönere Scene, als die ist, wo das junge Amselfelder Mädchen mit Brod und Wein und Wasser auf das Schlachtfeld kommt, um drei ihr befreundete Helden in der Hitze des Kampfes zu erquicken und alle drei todt in ihrem Blute schwimmend findet."

Der entschiedene Lieblingsheld der serbischen Volksepik ist der Königssohn Marko. Er lebt zu der Zeit, da die Türken zum Theil schon Herren des Landes sind und es immer mehr werden. Nach einem Fluche seines Vaters, des Königs Wukaschin:

„Eher nicht soll Dir das Leben ausgeh'n,
Bis beim türk'schen Sultan Du gedienet!"

finden wir ihn oft bei den Türken, von diesen oft Unbill erfahrend und sie ihnen derb heimgebend.

Wie arg er den Türken mitspielt, ist in vielen Liedern erzählt. So hat z. B. der Vesir Murat auf der Jagd sich an Marko's Falken vergangen. Während dieser nun seinem Thier die Flügel verbindet, macht sich jener mit seiner Begleitung schnell davon. Nach vollendeter Arbeit setzt ihnen Marko nach und jene sehen die gewaltige Staubwolke vom Gebirge sich heranwälzen. Besorgt schaut der Vesir zurück und spricht:

„Meine Kinder, ihr zwölf Türkenhelden,
Seht ihr dort wohl jene Nebelmasse,
Wie sie sich vom schwarzen Berge herwälzt?
In der Nebelwolke ist der Marko!
Seht doch, wie das Roß zur Wuth er spornet!
Weiß es Gott, das nimmt nicht guten Ausgang!"
Jetzt erreicht vom Königssohne Marko,
Reißt den Säbel dieser von der Hüfte,
Treibet den Vesir und dessen Krieger
Vor sich her weit über das Gefilde,
Wie ein Sperlingsheer der grimme Geier.
Bald jedoch die Flüchtigen ereilend,
Haut er dem Vesir den blonden Kopf ab;
Aber aus den Jünglingen, den Zwölfen,
Macht sein Säbel vierundzwanzig Halbe.

Marko zieht es nun vor, selber zum Sultan zu gehen und ihm den Fall zu erzählen. Dieser ist vor dem fürchterlich aussehenden Helden und seinem Augenblitzen in solcher Angst, daß er seine That übermäßig lobt und ihn reich beschenkt, nur um ihn los zu werden.

Lachte deß aus vollem Hals der Sultan.
Flüsternd sprach er zu dem Königssohne:
„Mögst Du dafür leben, Söhnchen Marko!
Hättest Du Dich also nicht betragen,
Möcht' ich meinen Sohn Dich nicht mehr nennen.
Jedes Türklein kann Vesir ja werden,
Doch wie Marko lebt kein andrer Held mehr!"

Und in seine seidne Tasche greifend,
Zieht er tausend Goldstück' aus der Tasche,
Reichet sie dem Königssohne Marko.
„Nimm dies Gold, mein Sohn, von Deinem Herren!
Trinke auf mein Wohlsein, tapfrer Marko!"

Marko nahm den Beutel Goldes schweigend,
Und verließ den Divan auf der Stelle:
Denn der Sultan gab das Geld mit nichten,
Daß er sich am goldnen Wein erquicke,
Sondern daß er schleunig sich entferne,
Denn in schlimmer Zorneswuth war Marko.

Aehnliche Scenen zwischen dem Serben Marko und dem türkischen Sultan spielen sich oft ab. Immer gleich unbedeutend und lächerlich erscheint dieser dem Helden gegenüber, wie die Türken immer gleich falsch, feig und grausam, so daß man wohl sagen kann, daß der heutige Nationalcharakter der Türken sich schon in jenen Liedern treu wiederspiegelt. Und wenn die heutigen Serben vielleicht nicht mehr die jener Lieder sind, so hat jedenfalls die heillose Türkenwirthschaft sie dazu gemacht, die gerade die besseren muthigeren Männer zum Räuberhandwerk ins Gebirge trieb, das als Nothwehr betrachtet, sich als eine Art Heldenthum aufspielte und den Sinn für Ordnung und Recht weniger stützte als untergrub. — Doch kehren wir noch zu unserem Helden Marko zurück!

Obgleich in einer schon historischen Zeit lebend, hat er dennoch einen stark mythischen, also heidnischen Charakter. Seine Kraft übersteigt bedeutend das menschliche Maß. Hunderte, ja Tausende vermag er allein in die Flucht zu schlagen, und doch trifft

er zuweilen auf Persönlichkeiten, denen er kaum gewachsen ist, die sich vor ihm eben so fürchten, als er vor ihnen.

So erzählt ein Lied seinen Kampf mit dem Straßenräuber Mussa, einem Albaneser, der früher auch dem Sultan gedient hat und von ihm abgefallen ist, der in seiner übernatürlichen Heldenkraft Tausenden Trotz geboten und alle Helden des Sultans schon getödtet hat. Marko erscheint auf des Sultans flehentliches Bitten, ihn zu bekämpfen. Mussa, ihn erkennend, will sich nicht in Streit einlassen. Von Marko dazu gezwungen, erweist er sich nach einem langen, lebhaft geschilderten Kampfe als der Stärkere; Marko unterliegt und siegt nur durch die Dazwischenkunft seiner Bundesschwester, der Wolkenwila, die durch Zuruf von oben Mussa's Aufmerksamkeit von Marko ablenkt, der dadurch Zeit gewinnt, gegen seinen Sieger das Messer zu gebrauchen.

Todt fiel Mussa, deckte lastend Marko,
Konnte kaum hervor sich Marko graben,
Aber als er nun sich aufgerichtet,
Sah in Mussa er drei Heldenherzen,
Sah drei Ribben, eine auf der andern.
Eins der Herzen zucket matt und sterbend,
Hat das zweite raschen Tanz begonnen,
Auf dem dritten schläft 'ne böse Schlange.
Als die Schlange aus dem Schlaf erwachet,
Auf dem Felsland springt der todte Mussa,
Und zu Marko spricht die böse Schlange:
„Danke Gott, o Kraljewitsche Marko,
Daß ich nicht erwacht', als Mussa lebte,
Dreifach Wehe hätt' es Dir bereitet!"

Marko'n, als er dieses sah und hörte,
Rannen Thränen über's weiße Antlitz:
„Weh mir," rief er, „bis zum lieben Gotte!
Einen Bessern als ich selbst erlegt' ich!"
Hieb hierauf das Haupt ihm ab vom Rumpfe,
Warf es in den Habersack dem Scharatz,
Trug es mit sich nach dem weißen Stambul.
Als er's hinwarf dem geehrten Zaren,
Auf die Füße sprang der Zar vor Schrecken;
Aber Marko Kraljewitsch versetzte:
„Hege keine Furcht davor, Herr Zare!
Wie hätt'st Du ihn lebend wohl empfangen,
Springst Du so vor seinem todten Haupte?"

Das Roß dieses Helden, der Schecke Scharatz, ist auch gefeit und hat großen Antheil an den Heldenthaten seines Herrn, ist auch ein eben solcher Weinsäufer wie er, denn jeder trinkt gelegentlich seinen Zober, der von zwei Männern herbeigeschleppt wird.

Blutroth glüht das Roß bis an die Ohren,
Blutroth glüht bis an die Ohren Marko,
Also saß der Drache auf dem Drachen.

Wie in seiner Kraft und in sehr vielen guten und schlimmen Eigenschaften geht dieser Volksheld sammt seinem Pferde auch über das gewöhnliche Maß des Alters weit hinaus. Wie hätte auch ein gewöhnliches Menschenalter zu all den Heldenthaten zugereicht? Als er an einem Sonntag Morgen meerentlang aufs Urwinagebirge reitet,

Fing der Scharatz plötzlich an zu stolpern,
Fing zu stolpern an und an zu weinen.
Schwer auf's Herz fiel dies dem Königssohne,
Und er sprach zu seinem Rosse Scharatz:
„Ei, mein lieber Freund, mein treuer Scharatz,
Sind es hundert doch und sechzig Jahre,
Daß wir Zweie als Gefährten leben
Und noch niemals hast Du mir gestolpert!
Aber heute fängst Du an zu stolpern,
Fängst zu stolpern an und an zu weinen?
Weiß der Herr! das deutet mir nichts gutes!"

Während er noch über die schlimme Bedeutung nachsinnt, ruft ihm seine Bundesschwester, die Wila zu, Scharatz habe aus Trauer um seinen Herrn gestolpert und geweint, denn sie würden bald sich trennen.

Weiße Wila, soll der Hals dir weh thun!
Wie könnt' ich mich von dem Scharatz trennen,
Der durch Land und Städte mich getragen,
Weit vom Aufgang bis zum Niedergange?
Gibt es doch kein besser Roß auf Erden,
Wie als ich kein beff'rer Held auf Erden.
Nicht, so lang mein Haupt auf meinem Rumpfe,
Denk' ich von dem Scharatz mich zu trennen.

Aber die Wila bedeutet ihn, daß er sterben müsse, nicht durch Feinde, die ihm nichts anhaben könnten, sondern

„Durch Gott selbst, den alten Blutvergießer."

Sie bedeutet ihn aller näheren Umstände, woran er es auf dem Gipfel des Berges erkennen werde. Alles trifft zu, und er sieht seinen Tod in dem Wasserspiegel eines Brunnens und weiß nun, daß die Wila Wahrheit geredet.

Thränen rollen aus des Helden Auge.
„Falsche Welt, du meine schöne Blume!
Schön warst du, o kurzes Pilgerleben,
Kurzes, nur dreihundertjähr'ges Leben!
Zeit ist's nun, daß ich die Welt vertausche."

Nun haut er dem Scharatz das Haupt ab, daß er nicht in Türkenhände falle, vernichtet aus demselben Grunde nach einander alle seine Waffen und schleudert schließlich seinen Kolben, seine Hauptwaffe, vom Urwinagebirge weit hin in die blaue Meerfluth.

„Wenn mein Kolben aus dem Meer zurückkehrt,
Soll ein Held erstehen, der mir gleichet."

Nachdem er seinem Scharatz ein Grab gegraben,

„Besser ihm als seinem Bruder Andres," —

schreibt er sein Testament, legt sich hin und stirbt.

In dem Wenigen aus dem Inhalt des serbischen Heldenliedes ist die Verquickung des Heidenthums mit dem Christenthume deutlich erkennbar, und ist das ein Beweis für die Echtheit dieser Poesien als Volkslieder. Solche Lieder hätten in der Zeit nicht entstehen können, wenn das christliche Priesterthum, wie bei uns, auf Ausrottung nationaler Traditionen bedacht gewesen wäre. Freilich haben wir, ohne daß wir's wissen, auch noch genug altgermanisches Heidenthum, aber es hat christliche Bedeutung erhalten, und selbst die alten Götter mußten entweder Teufel oder christliche Heilige werden, wie denn der alte Odin in den Sagen und Märchen oft als wilder Jäger, oft als Christus (mit Petrus und Johannes) erscheint.

Wären übrigens die serbischen Volkslieder bei uns genügend bekannt gewesen, als der Streit über die Volksthümlichkeit Homer's losbrach, die Wolff'sche Idee (von Herder als die seinige beansprucht) hätte noch viel leichter Glauben gefunden.

Nachdem wir nun Wesen und Inhalt der serbischen Heldenlieder kurz betrachtet, verweilen wir noch einige Augenblicke bei Entstehung und Fortpflanzung derselben und hören die Nachrichten der Sammler hierüber.

Es ist schon gesagt, daß allen slavischen Völkerstämmen eine Volkspoesie eigen; und weil sie freilich alle noch eine sehr dürftige Literatur haben, so ist dieselbe durch keine Kunstdichtung verdrängt worden, wie bei den sogenannten Kulturvölkern. Der geringe Gebrauch der Schreibkunst erhält noch das Gedächtniß in Uebung, etwa wie das bei uns Deutschen vor der Erfindung der Buchdruckerkunst der Fall war.

Uebrigens dürfte es sehr die Frage sein, ob jetzt noch der alte Volksgesang dort zu finden, nachdem die Eisenbahnen in jene Gegenden ein schnelles Leben gebracht, ob es nicht vielleicht die elfte Stunde war, als Wuck Stephanowitsch Karadschitsch und einige Andere die Volkslieder sammelten. Die Civilisation, die den literarischen Dichter weckt,

erstickt die Naturlaute und die aus grauer Vorzeit herübertönenden Sagenstimmen; sie geht einen raschen Schritt, seitdem sie auf Dampfwagen und Dampfschiffen einher fährt. Immer anmaßender werden auch dort die neumodischen Lieder, die die wundersamen recitativischen Bilder verdrängen; und das Heldenlied, immer mehr in das unwegsame Gebirge zurückgedrängt, dürfte vielleicht jetzt schon in seinen Klüften verhallt sein. Zu einem solchen Schlusse berechtigen die Nachrichten der Sammler, die vor etwa funfzig Jahren sich mit Liebe dem Werke unterzogen.

Diese Sammler berichten von den Schwierigkeiten, die mit ihrem Geschäft verknüpft waren. Nur mühsam konnte Wuck in den zwanzig Jahren, die er dazu verwandte, sie besiegen. Es konnte nehmlich nicht fehlen, daß an dem Erbe einer mehrhundertjährigen Vorzeit, das, nur im Gedächtniß erhalten, durch den Sängermund so vieler Generationen gegangen, hier und da ein Glied aus der Kette zerbrochen war, hier und da auch wohl durch ein neues ersetzt worden war, und da konnte nur ein sehr scharfes und geübtes Urtheil das Echte erkennen. Dem Sammler (Wuck) kam es zu Hülfe, daß er selbst eine bedeutende Anzahl von Heldenliedern aus eigenen jugendlichen Erinnerungen aufzeichnen konnte, die er, im Gebirge des damals türkischen Serbiens geboren, von Großvater, Vater und Baters Bruder gelernt hatte, die sie auswendig wußten und zur Gusle sangen. Die Gusle ist nämlich ein rohes Streichinstrument mit nur einer Saite, auf welcher die Spieler desselben es wahrscheinlich nicht zu den bekannten Paganini'schen Kunststücken gebracht haben. Aber es dient doch dazu, den Gesang zu begleiten, der recitativisch abgesungen wird; zuweilen werden aber auch die Lieder nur deklamatorisch vorgetragen. Im Familienkreise wird Einer dazu aufgefordert, gerade wie bei uns zum Vorlesen; ja die alten Leute pflegen sie vorzugsweise der Jugend auf diese Art zu lehren. Ein Sammler und Uebersetzer (Frankl) hat seine Sammlung darum „Gusle" genannt, wie Gerhard die seinige „Wila" nannte.

Unter denen, von deren Lippen Wuck Karadschidsch sonst noch viele Lieder niederschrieb, waren viele blinde Männer. Sie sind mit einzelnen Ausnahmen die Einzigen, die das Absingen derselben als Gewerbe betreiben, und läßt das serbische Heldengedicht überhaupt eine Vergleichung mit dem Homerischen zu, so tragen diese Rhapsoden, die arm und blind sind, noch mehr zur Vervollständigung der Aehnlichkeit bei. Wuck erzählt von diesen blinden Rhapsoden, die meistens einst wacker gegen die Türcken gefochten, und nun als Sänger umherziehen und erstaunlich viele Heldenlieder auswendig wissen. Auch aus den Liedern selber ist schon zu ersehen, daß die Blinden schon früher als Rhapsoden umhergezogen sind. Unmittelbar vor seinem Sterben schreibt der uns bekannte Held Marko:

„Wer da kommt aufs Urwina-Gebirge,
Zu dem kalten Brunnen bei den Tannen,
Und daselbst den Helden Marko findet,
Wisse hiermit, daß der Marko todt ist!
Drei gefüllte Beutel hat er bei sich,
Angefüllt mit goldenen Dukaten;
Einen Beutel geb' ich ihm, ihn segnend,
Daß dafür er meinen Leib begrabe.
Mit dem zweiten schmücke er die Kirchen;
Für die Lahm' und Blinden sei der dritte,
Daß die Blinden in der Welt umher zieh'n,
Mit Gesange Marko's Thaten feiernd.

Keiner von den Sängern, denen der Sammler Wuck seine Quellen verdankt, konnte lesen und schreiben. Außer den Blinden waren wenige geneigt, ihm ihre Lieder zum Niederschreiben herzusagen, noch minder, sie zu diesem Zwecke vorzusingen. War es aber geschehen, so verlangten Alle, daß er das Niedergeschriebene ihnen vorlese. Dann freuten sie sich wohl kindlich, zu hören, was sie selbst allein zu wissen glaubten und konnten sich nicht genug wundern, wie das nur möglich gewesen wäre. — Uebrigens sind es nicht die Sänger von Gewerbe allein, die Heldenlieder vortragen können, vielmehr ist Jeder, der Vornehme wie Geringe, vertraut mit der Gusle, und nur der im Auslande Verbildete glaubt sich darüber hinaus. In den dreißiger Jahren dieses Jahr-

hunderts reiste ein preußischer Officier, Otto v. Pirch, durch Serbien; er erzählt, daß der ihn bewirthende Kujas einen seiner Dienstknappen herbeirief, dem Gaste auf dessen Wunsch vorzusingen, ihm aber ohne Umstände die Gusle aus der Hand nahm, als Jener nicht recht sang und auf das Schönste selber das begonnene Lied vortrug. Geistliche selber schämen sich des Singens nicht. Auch die muhamedanischen Bosnier haben trotz ihres halben Türkenthums eine große Vorliebe für die Lieder bewahrt. Ein christlicher Gefangener in Semendria verdankte den Liedern, welche er auswendig wußte, seine Freiheit, da glücklicherweise der Kadi ein Liederfreund war.

Zum Schlusse sei noch bemerkt, daß die Sammler auch viele Lieder von Heiducken, d. h. von Räubern haben. Der serbische Heiduck ist der griechische Klephte. Hier wie dort hatte, wie auch schon bemerkt, die türkische Bedrückung und rohe Gewalt manchen wackern Mann ins Gebirge zur Selbsthülfe gedrängt, die gar leicht in wilden Angriff des Drängers ausartet, dem Mitleidenden aber nur in seltenen Fällen zu nahe tritt. Das alte Faustrecht ist, und zwar in glühend orientalischer Färbung, dort immer vertreten.

All das Gesagte gilt von den alten Heldenliedern Serbiens, deren Sagenstoffe zum großen Theil in dem Jahrhunderte langen Kampf mit den Türken wurzeln, aber nach völliger Unterdrückung, außer einzelnen Heiduckengeschichten, erlöschen. Wie hätte es auch in dem dumpfen Zustande der Erschlaffung und Betäubung, in welchem das Volk Jahrhunderte lang lag, anders sein können! Die Aufstandskriege zu Anfang dieses Jahrhunderts, also die neuen Thaten, haben aber auch wieder neue Lieder geweckt; es sind lange, in edler Einfachheit ausgeführte Volksepopöen entstanden, die den alten Liedern an Kraft nicht nachstehen und den Vorzug haben sollen, ohne die Rohheiten der alten zu sein. Die „Serbianka“ von Milutinowicz, welche die serbischen Freiheitskämpfe von 1814—15 darstellt, ist uns aber unbekannt geblieben.

Kritische Rundblicke.

Emanuel Geibel und Felix Dahn.

Es bietet stets ein gewisses Interesse, verschiedene Bearbeitungen *eines* Stoffes mit einander zu vergleichen und hierbei die individuelle Begabung der Verfasser, sowie ihr sociales und politisches Verhältniß gegeneinander zu erörtern, oder doch wenigstens bei der Vergleichung in Rücksicht zu ziehen. Die Dramatiker bieten hierzu die bessere Gelegenheit, da ihre Abfassung naturgemäß kürzer, bestimmter sein muß, als die der Romanciers und somit durch sich selbst an Prägnanz des Ausdrucks, Resolutheit der Anschauung gewinnt. So bieten z. B. die verschiedenen „Agnes Bernauer", „Essex", „Nibelungen", „Erich-Bauernkönig", „die Hohenstaufen" 2c. die beste Gelegenheit, aus den Werken selbst die Beweggründe herauszufinden, welche die Dichter veranlaßten, die einbalsamirten Todten nochmals in Spiritus zu setzen. — Wo hierbei in erster Linie die Individualität des Dichters mitspricht, d. h., der Dichter durch sein eigenstes Ich zum Werke getrieben wird, kann demselben kein Vorwurf gemacht werden, — wo aber augenscheinlich dieser Beweggrund nicht vorliegt und der Autor bereits poetisch gestaltete Ereignisse der augenblicklichen Zeitströmung zu Liebe von neuem ausgräbt, bleibt dem Beurtheiler der öffentliche Tadel vorbehalten.

Ein Beispiel wird das klarer machen. Heinrich von Kleist's glücklichstes Werk ist die „Hermannsschlacht" nicht, denn sein erhabener Geist ließ durch die wankelmüthige Zeit sich zum Schaffen eines Dramas verleiten, welches er vor der Schlacht bei Jena nicht geschrieben haben würde. Die Zeit, in ihren augenblicklichen Zufälligkeiten aber soll den Dichter unbekümmert lassen; er kann unter ihr leiden, in ihr kämpfen, aber soll in seiner Dichtung *über* der Befangenheit stehen. Grabbe konnte nach seinem „Napoleon" doch eine „Hermannsschlacht" schreiben und ist und bleibt in beiden Werken ein echter, deutscher Dichter. Sein Napoleon ist zu keinem Varus herabgeschrumpft und sein Varus kein antikisirter französischer Usurpator. „Die Hermannsschlacht" ist über mir, schreibt der unglückliche Westphale in einem seiner Briefe, als der Tod ihm bereits auf der Zunge saß, sie trieb ihn heim in seine rauschenden Eichenwälder. — Die Straßenjungen liefen ihm nach in der Vaterstadt, ästhetisch sein wollende Barbaren verhöhnten ihn mit seinem Manuscript und trotzdem vollendete er das vaterländische Schauspiel, welches mir in seiner ausgesprochen undramatischen Größe zehnmal lieber ist, als verschiedentliche verstümmelte Bühnenbearbeitungen Shakespeare'scher Königsdramen. —

Wo der Stoff den Menschen gepackt hat, ist es nur Nothwehr des Letzteren, wenn er den Stoff selbst bemeistert und ihn in seinem eigenen Werke sich unterthan macht, packt aber der Dichter den Stoff nur deshalb, weil er ihm eben zeitgemäß erscheint, so sinkt die Kunst zur Sclavin des Zeitgeistes herab und hat auf keine Zukunft zu hoffen, da dieser das Verständniß mangeln wird.

Nach dieser einleitenden Betrachtung komme ich auf die Tragödie „*König Roderich*" von Emanuel Geibel, die ich der gleichnamigen Tragödie von Felix Dahn gegenüberstellen möchte.

Geibel's Tragödie „König Roderich" erschien im Jahre 1844 im Cotta'schen Verlag und war „Seiner Majestät dem Könige von Preußen, Friedrich Wilhem IV. ehrfurchtsvoll gewidmet."

In einer in Jamben abgefaßten Vorrede betont der Lyriker Geibel, daß „König Roderich" seine erste Arbeit auf dramatischem

Gebiete sei und er mit diesem dramatischen Versuche nichts Besseres zu thun wisse, als sie von Dank erfüllt dem kunstsinnigen Könige zu überreichen. Er redet wie folgt:

„Zum ersten Mal, nachdem in Lust und Leid
Ich manches Lied zum Spiel der Winde gab,
Betret ich heut' der Bühne wechselnd Reich,
Und nicht mit leichtem Sinn."

In den folgenden Worten:

„Es sei die Bühne, was dereinst sie war,
Ein Heiligthum" —

zeigt Geibel eine zu gewichtige Ansicht über die moderne Bühne, die bei Beobachtung der antiken Strenge auch nicht das kümmerlichste Dasein würde fristen können. Die Bildung der Menschen ist in der neueren Zeit viel zu rapid fortgeschritten, als daß ihre Sinne sich die Einfalt bewahren können, welche nothwendig ist, um im „Heiligthum" aufrichtig bewundern zu können. — Geibel fährt fort:

„Ich habe heute nur ein Jünglingswerk,
Doch leg' ich's dankbar als die einz'ge Gabe,
Die Deinesgleichen ich zu bieten weiß
In deine Hand, o Fürst, der freundlich Du
Die schlimmste Musenstörerin, die Sorge,
Mit holdem Wink von meinem Tisch gescheucht." —

Dies Werk des damals achtundzwanzigjährigen Jünglings ist nun allerdings nur ein „Jünglingswerk", ein lyrisches Drama, welches die Bühne nie erblickt hat und auch kaum ein Repertoir bereichern würde.

Geibel schildert in dem West-Gothenkönig Roderich einen wollüstigen Fürsten, welcher Florinde, die Tochter des Don Julian, eines edeln Gothen entehrt hat und durch diese That den Wendepunkt seines Geschickes heraufbeschwört.

„Wurmfräßig sind die Zeiten," sagt Pelayo,
— Und all das Unheil kommt
Von oben,
Denn täglich sinnt er neue Willkür aus
Und neue Feste —"

In diesen Sinnesrausch aber fällt plötzlich der nüchterne Don Julian, der im Bunde mit Tarek, dem Maurenführer, als Rächer seiner Tochter den König Roderich vernichtet. —

Die Tragödie ist voll Geibelscher Poesie, enthält eine bemerkenswerthe Schilderung Spaniens und eine vortreffliche Anrede Tarek's an seine Armee.

Der Dichter schrieb dieses Werk aus keiner äußern Veranlassung. Der Untergang des trotz seiner Wollust jugendlich ritterlichen Roderich, in Verbindung mit dem sonnigen Boden Spaniens und dem Heereszug der Mauren, hatte ihn veranlaßt diesen dramatischen Versuch zu machen; daß seine Gestalten für die Bühne nicht die nöthige Lebensfähigkeit erhielten ist zu beklagen, dem Werk aber an und für sich ist kein Vorwurf zu machen. Es ist eine jener rein dichterischen aus dem Herzen kommenden Gaben, die in neuester Zeit immer seltener werden. —

Felix Dahn hat im Gegensatz zu Geibel sein 1875 erschienenes Trauerspiel „König Roderich" mit dem Motto: „So gebt dem Kaiser was des Kaisers ist. Jesus von Nazareth" — dem deutschen Reich gewidmet. Schade nur, daß diese Worte nicht auch auf den Theaterzettel gedruckt werden können, sie würden dem Enthusiasmus gewiß auf die vortheilhafteste Weise nachhelfen! Der ruhige Betrachter aber sieht über diese Adresse hinaus, denn die Absicht ist zu offenbar. Und wie die Widmung, so ist das Stück, das bekannt genug ist und hier nicht mehr eingehend geschildert zu werden braucht. Uns kam es darauf an, durch die Erinnerung an Geibel's halbvergessene Bühnendichtung wieder einmal darauf aufmerksam zu machen, wie sich ein naiv schaffender selbstgenügsamer Dichter von einem zeitgemäßen Rechner unterscheidet. **Wilhem Bennecke.**

Dialectpoesie.

Zeitlichtln. Gedichte in oberösterreichischer Mundart von Wilhelm Cappilleri. (Wien, Stemler und Lorius. 1876.)

Dialectgedichte sind, ihres Werthes für die philologische Forschung gar nicht gedacht, von ganz eignem Reiz. Nicht nur, daß die verwandten Laute vertraut an unser Ohr klingen: wir lernen in Gedichten dieser Art auch das Denken und Fühlen des Volkes deutlicher kennen, wir belauschen unmittelbarer den Pulsschlag des Volkslebens. Die Frage, ob sie charakteristisch sind oder nicht, entscheidet über den Werth solcher Dichtungen, und Hebel, Reuter, Groth, Kobell und andere sind nur darum durch ihre Dialectpoesien berühmt geworden, weil sich in ihnen der Volksgeist ungetrübt abmalt wie in einem Spiegel.

Betrachtet man von diesem Gesichtspunkte aus die Gedichte Cappilleri's, welcher sich übrigens als Bühnenschriftsteller vor allem in Oesterreich bereits einen Namen erworben, so findet man, daß sie dem oben ausgedrückten Haupterforderniß

vollkommen entsprechen. Niemand kann dies besser wissen, als der, welcher Gelegenheit gehabt hat, das Weben und Leben des Volkes in den Bergen Oberösterreichs zu beobachten, und es sind daher in diesem Falle mehr, als in jedem anderen die kritischen Stimmen werthvoll, welche sich in den Zeitungen Oesterreichs und vor allem aus Linz und Wels, den Kernstädten des Oberlandes, hören ließen. Cappilleri hatte keine leichte Aufgabe zu erfüllen, denn vor ihm, Castelli nicht in Betracht gezogen, war schon von Stelzhammer und Kaltenbrunner im Dialect jenes Landes sehr Gutes gedichtet worden. Nichtsdestoweniger urtheilt man, daß die Leistungen Cappilleri's denen der Vorgänger mindestens ebenbürtig seien und wir können dieses Bekenntniß aus vollster Ueberzeugung unterschreiben.

„Des seid's scho vo Oesterroich,
Durt is d' Herzlikeit!"

singt Cappilleri, und in der That ist es eine vertrauliche Herzlichkeit, welche den Dialect, in dem diese Gedichte gesungen, charakterisirt, — einer Herzlichkeit, die uns sonder Zaudern gefangen nimmt. Wir haben das Gefühl, als ob von alledem, was uns hier erzählt wird, nichts erlogen sein könne; es ist überall ein gesunder, kräftiger Herzschlag. Mag uns daraus ein weicher, wehmüthiger Ton entgegenklingen, mögen Scherz und Schalkhaftigkeit ihr Wesen treiben: immer erkennen wir dasselbe gesunde, urwüchsige Gefühl. Ich glaube dies am besten zu beweisen, indem ich einige der hervoragensten Gedichte der Sammlung mittheile.

Wie rührend klingt es zu Herzen, ohne jede falsche Sentimentalität, wenn der Dichter singt:

Ja, da is dös Platzl —
Ja, grad bei den Stoan,
Wo i und mein Dirndl
Oft z'samm komma soan,

Wo i und mei Dirndl
Am Sunda habn gscherzt
Und nacha dazwischn
Sie bußt habn und gherzt,

So daß dös den Sterndln
Hat jölbm oa Fraid gmacht,
Dö zuagschaut uns habn
Bis spat 'nei in d' Nacht.

Aba d' Dirn hat oan Andern
Für's Lebn si ausgwählt,
Und mi treibt's iazt umma
Ohne Ruha in da Welt.

Und lar is dös Platzl
Und grean ganz da Stoan,
Da Weg is vawachsa,
Wo ma z'samm komma soan" . . .

Wie einfach und schlicht und doch zur tiefsten Seele redend spricht sich in dem Gedicht „'s Zeiserl" die Trauer über die Flucht der Jugend aus:

Wia i vor vieln Jahrn
No frisch und munta war,
Habn d' Lait mi's Zeiserl g'hoaße,
Da lokas Vögerl gar!

I bi halt umagflattert
In meina Rosenzeit
Und han mein Gsang in Bleamerln
Nua gwidmet volla Fraid.

Dö Freiheit is vaschwunda,
Dö Rosenzeit is hin
Dö Flüagln hoan mia brocha,
Und trauri is mei Sin.

Nua manigsmal, da gspür i
Den Wunsch in Herzn no:
Mei God, war i vo ohnta
Dös lockre Vögerl do! . ."

Und ist es nicht, als hörten wir das Dirndl aus den oberösterreichischen Bergen selbst reden:

„Geh thua nöd so dalkat —
Wannst no so viel woaßt;
Du bist halt oa Joaga.
Und Waldfranzl hoaßt!?"

Oder sehen wir nicht den Bua vor dem schmollenden Dirndl stehen, wenn es klingt:

Aba Dirn, sei do gscheidt
Und sei do koa Narr!
Du woaßt ja no gar nöd,
Wio's oigentli war!

Soagst wia's so bein Tanz
Is ausgrutscht mit mir
Is 's Bußl a mitgrutscht, —
Kann i da dafür?

Drum sei wida guat,
Und schau mi do an!
Z'wögn oan oanzige Bußl
Was loagt denn da dran!!!"

Wie uns der Dichter hier Scenen aus dem Landleben in prägnanter Wahrheit vorführt, so ist es ihm um völlig treue Schilderung, um naturwahren Ausdruck auch da zu thun, wo er den Humor — seine Funken sprühen läßt. Doch nein „Funken sprühen läßt:" — das wäre der allerverkehrteste Ausdruck, nur von dem zu reden, was in diesen Gedichten Humor ist. Der Verfasser hat sich zu keinen pikanten Wendungen oder glänzenden Feuerrädern verleiten lassen: den aus dem Leben selbst quellenden Humor hat er in frischer Weise wiedergegeben, wie sich das vor allem in den „Weana Ringstraßn Geschichtln"

zeigt, welche satyrische Bilder aus der Kaiserstadt an der Donau entrollen. Daß dabei zuweilen etwas derbe Ausdrücke, ja solche, welche unserm an das Hochdeutsche gewöhntem Ohr anstößig erscheinen wollen, mit unterlaufen, oder besser gesagt, zur Anwendung kommen, darf nicht wundernehmen: Naturwahrheit war eben des Dichters vornehmstes Bestreben. Man hätte nur etwa auszustellen, daß die humoristischen Schilderungen etwas zu breit ausgeführt seien, so daß sie dadurch das Interesse wieder ermüden. Dem Oesterreicher „macht dös grad nix"; er läßt sich gern das, was ihn vergnügt, recht breit ausmalen; der Norddeutsche weilt nicht gern so behäbig auf einer Stelle, er verlangt stets nach Neuem.

Jedenfalls sind die „Zeitlichtln", welche bereits in zweiter Auflage erschienen und in Oesterreich schon sehr bekannt wurden, eine der besten Gaben deutscher Dialectdichtung, sowie eine werthvolle Bereicherung der modernen Lyrik überhaupt.

Max Vogler.

Neues von Mirza-Schaffy.

Nur wenigen Dichtern ist es gegönnt, alt zu werden, ohne zu altern. Friedrich Bodenstedt ist einer dieser Begnadeten. Sein Haupt ist noch immer, um den anmuthreichen Ausdruck von Heine zu gebrauchen, ein zwitscherndes Vogelnest von Liedern und Sprüchen — ein Vogelnest, daraus süße tönende Melodien ins Freie flattern, — ein Nest, darin mancher hochstrebende Dichtergedanke flügge wird, um auf seinen kräftigen Schwingen unsere Begeisterung bis in entwölkte Höhen mitemporzutragen. Mirza-Schaffy ist sich selbst treu gewesen und darum ist ihm auch die Liebe des Volkes treu, und wie es sich an dem quellfrisch hervorgeschäumten jugendlustigen Uebermuth der ersten Gedichtsammlung erquickte, so wird es auch die neueste — unter dem Titel: „Einkehr und Umschau" bei Costenoble in Jena erschienen — mit Liebe durchmustern und seine Freude daran haben. Wie macht es nur der Sänger, um so jung zu bleiben? Ist der Schmerz ihm fremd geblieben? . . . gewiß nicht, denn in einem prächtigen Gedicht: „Meiner Frau zum Christabend" gesteht er uns:

Gewaltsam alle jungen Leiden
Ruft die Erinn'rung mir zurück.
Mir blieben fremd der Jugend Freuden
Und fremd der Kindheit sonnig Glück.
Nur Unglück hatt' ich zum Genossen
Und legt' ich nieder mich, zu ruhn,
Hab ich die Augen oft geschlossen,
Im Wunsch, sie nie mehr aufzuthun. . . .

Und eine milde Wehmuth spricht aus folgenden Zeilen:

Wie flüchtig verschwinden die seligsten Stunden,
Wie wandelt die Freude so rasch sich in Pein.
Wie trennt sich so schwer, was so leicht sich gefunden —
Warum muß es so sein? Warum muß es sein?

Ja gewiß, auch unserem Mirza-Schaffy ist es nicht vergönnt gewesen, immer sorglos und wohlgemuth an des Lebens Abgründen vorüberzutänzeln, aber er hat seinen Schmerz nicht herangehätschelt und großgefüttert, wie es die Weise der seufzerseligen Poetaster ist — er hat sich immer wieder losgerungen von den finstern Gewalten und sein Herz nicht eigensinnig den tröstenden Mächten versperrt, um sich eitel in den kleidsam drapirten Dichtertrauermantel einzuhüllen, den Manche für ein unerläßliches poetisches Kleidungsstück zu halten scheinen.

Die fröhlichen Zech- und Liebeslieder Mirza-Schaffy's darf man freilich in der neuen Sammlung nicht suchen. Das schickt sich für den beschaulichen Alten nicht mehr, uns in die Schenken zu führen und jeder hübschen Dirne in die freundlichen Augen zu gucken. Er nährt jetzt seine frische Lebenslust im innigen Verkehr mit der Natur und führt uns in klangreichen Liedern in die Wälder Thüringens, an das Gestade des grünen Rheins. Ein auch im strophischen Aufbau meisterhaftes Gedicht: „Wenn das Rheingold in der Sonne glüht" ist ein ebenbürtiges Seitenstück zu dem berühmten: „Wenn der Frühling auf die Berge steigt." Es ist ein frohes Empfinden, sich auf den melodischen Tonwogen dieser Verse schaukeln zu lassen:

Glücklich, wer auf Deiner Segensflur
Immer athmen darf, Du heil'ger Rhein!
Doch auch glücklich, wem ein Kurzes nur
All Dein Zauber blüht ins Herz hinein.
Holde Sehnsucht schreibt
Tief sich ein und bleibt,
Daß es immer wieder zu Dir treibt.
In der Morgengluth
Wie am Abendschein:
O wie wonnig ruht
Sich's am grünen Rhein!

Auch in den andern Rheinliedern pulst ein echt lyrischer Herzschlag, während auf den Bergen Thüringens der Dichter oft mehr zu sinniger Versenkung in die geheimnißvollen Tiefen der Daseinsräthsel sich angeregt fühlt. Diese betrachtenden Gedichte haben mir indeß

am Wenigsten in der Sammlung gefallen wollen: hier scheint der Gedanke nicht immer den Weg durch die Empfindung genommen zu haben — hier sind die Verse nicht das, was sie bei dem trefflichen Poeten so oft sind: Der fast unwillkürlich tönende Hauch seiner Dichterbrust. Deshalb haben uns auch die mahnungsvollen Strophen „an das neue Reich", „an den Ruhm", „zur Sedanfeier" nicht recht behagt; — es sind gereimte Reden. Viel annehmbarer ist ein Prolog „zur Beethovenfeier in Weimar", schon wegen des schönen Gleichnisses, worin der Meister, der seine eigenen Klänge nicht vernahm, mit dem Baume verglichen wird, der die Gesänge der Nachtigallen nicht hört, die aus seinen Zweigen klingen.

Den ganzen Mirza-Schaffy aber, wie er leibt und lebt, mit all seinem treffenden Witz und gesunden Menschenverstand, finden wir in dem Intermezzo: „Bunte Blüthen und Sprüche." Das sind ferntreffende, köstlich spitze Pfeile, die der Dichter hier von der Senne schießt — da gelingt ihm mancher Tell-Schuß, „von dem man reden wird in späten Tagen". Auf dem Gebiet der Spruchdichtung kann sich kaum ein Anderer mit Bodenstedt messen; — keiner versteht es wie er, einen sinnvollen Gedanken in die knappste vollendetste Form zu bringen. Wie treffend ist z. B. die Verspottung der pessimistelnden Tagesphilosophen, die der Dichter „philosophische Flöhe" nennt, die von Schopenhauer's Blut gezehrt haben! Wie gerechtfertigt ist die Geißelung der „modernen Alexandriner"; dieser „fliegenfangenden Kleinigkeitskrämer", die jeden Lappen und Zettel, den ein großer Mann hinterlassen hat, mit wichtigem Gesicht kommentiren:

Welch Trost des Kleinen, wenn er klug entdeckte
Daß auch der Größte in Gemeinheit steckte.

Den Lesern der „Monatshefte" sind diese Epigramme zum Theil schon bekannt. Es ist schwer, aus der reichen Perlenschnur das Beste herauszufinden. Führen wir aufs Gerathewohl zwei Sentenzen an:

Das Große bleibt in allen Landen
Der großen Menge unverstanden.
Erst wenn man es zerstückelt und verkleinert,
Wird es in Brocken verallgemeinert.

* * *

Durch's Menschenleben geht ein närrischer Bruch,
Der macht, daß alle wir der Thorheit dienen.
Wir kennen unsre Schwächen, schmeicheln ihnen,
Stehen denkend über, handelnd unter ihnen —
So mit uns selbst in stetem Widerspruch.

Das sind so zufällig herausgegriffene karge Proben. Die Leser werden es sich hoffentlich nicht nehmen lassen, die neue Sammlung selbst zu prüfen, die nebenbei auch durch ihr prächtiges Aeußere sich als „Salontischverzierung" sehr empfiehlt. Das ist ja heutzutage der ehrenvollste Erfolg, den ein Buch erringen kann!

D. Bl.

Miscellen.

Den Sammlern von üppigen Unsinnsblüthen wird folgendes in einer Schweizer Zeitung erschienene Gedicht von Interesse sein. Es betitelt sich „Politisches Ideal" und ist von Alfred Furrer verfaßt:

Der Löwe schweigt. Der Tiger brüllt,
Es rast das Ungewitter;
Der Steppenkönig horcht und lauscht
Stolz vor dem Eisengitter.

Der Löwe schweigt. Hyänengroll
Tönt fernher durch die Lüfte;
Des Steppenkönigs Auge schweift
Kalt über Todtengrüfte.

Der Löwe schweigt. Der Panther brummt,
Fletscht gähnend seine Zähne;
Der Steppenkönig hört's und mummt
Sich stumm in seine Mähne.

Der Löwe schweigt. Die Füchsin bellt,
Läßt fliegen ihre Boten;
Der Steppenkönig wiegt sein Haupt
Und rüstet seine Pfoten.

Der Löwe schweigt. Die Schlange zischt,
Schnellt lüstern nach der Beute;
Des Steppenkönigs Auge zwickt:
„Erst morgen, nur nicht heute!"

Der Löwe schweigt. Die Löwin leckt
Die abgestumpften Krallen;
Des Steppenkönigs großes Herz
Schenkt Freundschaft dem Vasallen.

Da zuckt der Blitz! Der Löwe knurrt,
Da schweigt das Ungewitter —
Der Tiger lauscht, Hyänengroll
Beißt in den Panzer bitter!
Der Löwe brüllt! — Aus ist die Schlacht,
Und stolz ob seines Geistes Macht
Ruht sanft der Heldenritter . . .
„Nicht wahr, das ist nicht bitter?"

Doch nein, diese letzte Zeile ist ein boshafter Zusatz des Einsenders.

*

Auf Grund der kürzlich herausgegebenen Correspondenz von Balzac entwirft H. Wittmann in der „Neuen Freien Presse" folgendes interessante Bild von der Arbeitsweise des französischen Autors:

„Balzac's angebliche Frische und Munterkeit beim Produciren wurde schon von seiner Schwester, Laure de Surville, und von seinem Freunde Théophile Gautier ins Reich der Mythe verwiesen, und heute hören wirs aus seinen eigenen Briefen, wie sauer die Arbeit seines Kopfes und wie peinvoll ihm die Stunden des geistigen Hervorbringens gewesen. Wahrlich, beim Lesen dieser Briefe schien uns zuweilen, als hörten wir seine Feder stöhnen und seufzen, als sähen wir sein breites Gesicht glühend und im Schweiße gebadet, als fühlten wir mit ihm die Schmerzen der harten, nur mit Zangen und Zacken bewerkstelligten Geburt. „Was mich zu Grunde richtet, das sind die Correcturen!" ruft er irgendwo in herzzerreißendem Tone und sagt damit das Geheimniß seines schriftstellerischen Schaffens. Im ersten Sturme der Erfindung warf Balzac seine Gedanken in Einem Zuge aufs Papier und schickte dann das Manuscript in die Druckerei, woher es ihm möglichst bald in veränderter Gestalt, als Bürstenabzug mit breitem weißen Rande, zurückkam. Nun erst begann für ihn die wahre Arbeit. Jeder Satz, jedes Wort wurde auf die Wage gelegt, wurde verändert, vertilgt, verbessert, umschrieben, erweitert, erläutert. Bald zeigte sich ein ganzer Wald hieroglyphischer Zeichen und Zahlen auf den weißen Rändern der Abzüge, und die gedruckten Zeilen schienen in einer Sündfluth von Correcturen zu ertrinken, in einem wirren, beiderseits hereinwuchernden Gestrüpp von Zusätzen und Anmerkungen zu ersticken. Den Setzern waren sie

ein Gräuel, diese typographischen Ungeheuerlichkeiten. Und sie wollten kein Ende nehmen! Nach dem ersten Abzuge verlangte der grausame Autor einen zweiten, und wieder begann das furchtbare Reinigungsgeschäft, dann einen dritten vierten, fünften, oft einen zehnten, und immer und immer wieder stürzte sich Herkules-Balzac mit ungebrochenem Muthe in den „Augiasstall seiner Correcturen". Auf diese Weise wurde Novelle, was anfangs nur Feuilleton sein sollte, wurde breiter Roman, was ursprünglich nur kurze Novelle gewesen, und man darf wol sagen, Balzac's sämmtliche Werke seien eigentlich aus der räumlichen Begegnung der Tinte mit der Druckerschwärze entstanden. Seine Phantasie, seine Erfindungsgabe wohnten gedeihlich im Umkreise seines Tintenfasses, aber erst beim Anblick des gedruckten Buchstabens erwachte ihm das Formgefühl, und so war denn auch jenes Correcturfieber zumeist ein Kampf um die Form, wobei es oft geschah, daß der unwirsche Töpfer das Gefäß ganz zerbrach, das er nicht sich zu Gefallen modeln konnte. Denn Balzac war unerbittlich gegen sich selbst. „Wissentlich schlecht zu schreiben, wäre mir durchaus unmöglich," schreibt er einem seiner Verleger, und es ist gut, solche Worte sich zu merken, dieweil es bei den Schriftstellern hüben nicht gerade der Brauch ist, den Schriftstellern drüben strenge Selbstkritik und ernstes Streben nachzurühmen. Der seltsame Zeugungsprozeß forderte aber auch finanzielle Opfer. Balzac hatte die Correcturkosten zu tragen, und diese waren bitter. Jeden Augenblick heißt es in seinen Briefen, dieser oder jener Roman habe tausend Francs Correcturen gekostet, und bedenkt man, daß Balzac, wenigstens im Beginne seiner Laufbahn, nicht sehr königlich bezahlt wurde, daß er zuweilen nur 2000, ja nur 1000 oder 800 Francs für einen Roman erhielt, so wird man ein leises Bedauern für den Schriftsteller empfinden, der beständige Gefahr lief, sein mühsam erworbenes Honorar in Correcturen verduften zu sehen. Man begreift auch den Freudenschrei, der ihm eines Tages entschlüpft: „Die Wittwe Bechet (eine Verlagsfirma) war göttlich; 4000 Francs Correcturen, die ich zu zahlen hatte, nahm sie auf ihre Rechnung!" Einerseits das schmerzvolle Kreißen, andererseits die endlose Reihe literarischer Producte — wie reimt sich dies zusammen? Balzac's übermenschlicher, mit der Regelmäßigkeit einer Maschine vorwärtsdringender Fleiß deutet das Räthsel.

*

Ernst Eckstein beschließt seinen Aufsatz: „Aphorismen über das Drama" mit folgender gedankenvollen Sentenz: „Ein einziges Glas Sherry enthält mehr Feuergeist als alle Wasserfälle des Erdballs zusammengenommen." Mit der Begeisterung des Nachahmers fuhren wir gleich fort: „So enthält auch ein einziger Stiefelschaft mehr Leder, als alle Filzsocken der bewohnten Welt!"

*

Gruß in die Ferne.

Am Schreibtisch saß ich wehmuthstrüb
Und schrieb — und strich die kaum geschriebnen
Zeilen —
Und dachte, wie es gar so lieb,
Wenn Deine Augen auf der Arbeit weilen.

Und wie ich so emporgeblickt,
Da blieb mein Aug' am Wandkalender hangen.
Und sieh': Er ist nicht vorgerückt, —
Er zeigt noch heut den Tag, wo Du gegangen!

In diesem Stillstand mag er Dir
Das stumm-beredte Zeugniß geben:
Die Tage, da Du fern von mir
Die zählen nicht in meinem Leben.

O. Bl.

Aus unserer Briefmappe.

An Herrn Wilhelm Goldbaum.

Motto: „Audiatur et altera pars."

Geehrter Herr! Sie haben im vierten Heft der „Neuen Monatshefte für Dichtkunst und Kritik", in einem Beitrag „Zur polnischen Literaturgeschichte" Ihre Ansichten über mehrere moderne Dichter Polens niedergelegt. Es kann Ihnen jeder vernünftige Pole nur dankbar sein, daß Sie in dieser Epoche „verzeihlichen Egoismus" dem Leserkreis eines geschätzten deutschen Blattes gewiß Interesse abgewonnen haben für poetische Leistungen eines Volkes, das leider verdammt ist, die Rolle des Aschenbrödel unter den civilisirten Nationen Europas zu spielen. Auch ich sage Ihnen meinen innigsten Dank für Ihr Bestreben und gestehe offen, daß ich Ihre Ansichten über Standpunkt, Thun, Schaffen, sowie verhängnißvolles Versiegen unserer modernen Dichter, in sehr vielen Punkten durchaus theile. Wenn ich es daher unternehme Ihnen dennoch entgegenzutreten, so geschieht es nicht, weil meine „nationale Empfindlichkeit" „unliebsam betroffen" wäre durch Ihre Urtheile, sondern weil es mir gerade darum zu thun ist, einen, wie es scheint, gründlicheren Kenner unserer Sprache, Literatur und Lage, auf Manches aufmerksam zu machen, wodurch das Verständniß derselben nicht nur erleichtert, sondern auch geläutert wird.

So oft ich Gelegenheit hatte, Urtheile deutscher Männer über polnisches Wesen überhaupt zu hören oder zu lesen, habe ich stets gefunden, daß dieselben fast ohne Ausnahme mehr oder weniger einen und denselben, meines Erachtens großen Fehler begehen, — daß sie sich nämlich mit Hintansetzung ihres ursprünglichen speziellen Zweckes, sofort als historiographisches Forum über Leben und Tod constituiren und aus ihrem Stoff frischweg herausdeducirten, daß Polen sein Schicksal selbst und allein verschuldet hat und unwiderruflich, auch in den Resten seiner Lebenskräfte, dem Untergang geweiht ist.

Auch Sie, Geehrter Herr, gehören, wie ich sehe, zu Denjenigen, welche uns allein unser trauriges Schicksal zur Last legen, und fast auf jeder Seite Ihres literarhistorischen Essays über unsere modernen Dichter lese ich vor Allem das zum nationalen Dogma der Deutschen gewordene Caeterum Censeo, daß wir dem Schicksal verfallen sind. Der Zustand unserer Literatur „gibt" Ihnen das Recht zu dem „allerdings grausamen Gleichnisse" vom „modernden Aschenhaufen" unseres Volksthums. Sie werden mir einräumen, daß es schmerzlich berühren muß, ein solches Urtheil zu vernehmen und vor einem Publikum verbreitet zu finden, welches ihm kein selbständiges kritisches Urtheil entgegenstellen kann.

Aber so weit die oben beregte Verdammungssucht so zu sagen in succum et sanguinem der Deutschen übergegangen ist, will ich mit ihr nicht rechten. Das wäre ja verlorene Mühe. Allgemein geläufige Voreingenommenheiten lassen sich nicht hinwegdisputiren. Das sind Urtheilskrankheiten, die überstanden werden müssen. Ihre Bekämpfung würde mich außerdem zu breiten, historischen und politischen Erörterungen führen, die gewiß mein Schriftstück unmöglich machen würden. Ich will mich also, Geehrter Herr, nur an Ihr subjectives Urtheil halten, soweit es vorliegt, und davon absehen, in wie weit es durch jene nationale Voreingenommenheit beeinflußt ist.

Sie fällen Ihr letales Urtheil auf Grund dessen, daß „jedes Volk verdursten und verhungern muß (geistig), welches lediglich aus dem nationalen Gedanken seine Nahrung schöpft." „Der nationale Gedanke reicht eben allein nicht aus, ein Volksthum mit fruchtbarem geistigen Inhalte zu erfüllen." So meinen Sie, Geehrter Herr, und machen es unseren Poeten zum Vorwurf, daß sie einseitig aus der nationalen Quelle geschöpft haben. Andererseits aber machen Sie Ihren Landsleuten das Studium der polnischen Poeten unter anderem damit plausibel, daß sie „unsere Gegner (die Polen) nicht gewisser in ihren Vorzügen und Schwächen zu erkennen" vermögen, als wenn sie „in die Werkstätten ihres geistigen Lebens eindringen und sie dort beobachten, wo der Rohstoff ihnen theils von den Jesuiten und der Kirche, theils durch französische Canäle, am wenigsten aber aus dem Jungbrunnen nationalen und autochthonen Wesens zuströmt."

Das ist allerdings ein arger Widerspruch, der noch schroffer wird, wenn Sie Mickiewicz byronischer, Krasinski hegelianischer Beeinflussung überführen. Auch wissen Sie ja sehr wohl, daß sowohl der mit dem classischen Zopf kämpfende Gymnasiallehrer Mickiewicz, wie Krasinski und nicht minder Slowacki, alt- und neuclassisch gebildete Männer waren, und wenn sie an dem „Jungbrunnen nationalen und autochthonen Wesens" mit vollen Zügen tranken, so ist das nach allgemein literarischen Dogmen ihnen eher als Vorzug, denn als Fehler anzurechnen. Sie sind ja, Geehrter Herr, derselben Meinung, wo Sie es Fredro zum Lobe ausmachen, daß seine volksthümlichen Gestalten am Wiener Stadttheater nicht verständlich waren. Danach zu urtheilen, werden Sie auch wohl die dem von Ihnen sonst verehrten Severin Goszczynski angethane „poetische Bornirtheit" wieder zurücknehmen; er hat sie ebenso wenig verdient, wie irgend ein Dichter patriotischer Gesänge in Deutschland, wo eben diese Poesiegattung in höherer Weise cultivirt zu werden, nicht dermaßen Gelegenheit fand, wie bei uns.

Sie basiren, Geehrter Herr, „die letale Charaktereigenschaft" unseres Stammes ferner darauf, daß „fast alle großen Poeten polnischer Zunge allmälig aus den nationalen Träumen ihrer Jugend in die Netze des vogelstellenden Ultramontanismus oder in die nebelhaften Arme mystischer Schwärmerei hinübergleiten." Das traurige Factum ist theilweise nicht abzuläugnen, aber die Consequenzen, welche Sie daraus ziehen, bedürfen wohl einer Correctur. Im Allgemeinen wäre das Nächste, was man vom literarhistorischen Standpunkte diesem Factum gegenüber zu thun hätte, daß man selbiges einfach und menschlich aufklärt. Versetzen Sie sich doch, Geehrter Herr, in die Lage Polens, lassen Sie über Sich und Ihr Volk die furchtbarsten Unglücksfälle einbrechen, gehen Sie das Brod der Verbannung zu essen, schauen Sie mit Seheraugen in die trübste Zukunft — und wenn Sie dann Ihr Urtheil über Mickiewicz und sein Volk fällen, wird es, glaube ich, bedeutend nachsichtiger ausfallen. Es gibt eben notorisch keine Analogie in der Geschichte für das Uebermaaß von Unbill, welches auf die Gemüther unserer Poeten und unseres Volkes drückte und zu drücken nicht aufhört, deshalb ist es fraglich, ob die Lage der Dinge wirklich mit „mehr Würde" und mit einem geringeren Maaß von Verirrungen zu tragen war. Wenn Sie uns „fortgewehte" Völker vor die Augen halten, so meinen Sie wohl wandernde Kriegerstämme, embryonische Volks- oder ephemere Staatengebilde, die wahrlich keine Poeten hatten, deren Talent ein Goethe mit einer „goldenen Feder" geehrt hätte.

Was speciell den für uns wirklich letalen Ultramontanismus betrifft, so kann ja weder bei Mickiewicz, noch bei Slowacki von diesem die Rede sein, er war zu jener Zeit wenig expansiv; und wenn man den aus einer hocharistokratischen Familie stammenden Krasinski von clericalen Einflüssen sich nicht wohl frei denken kann, so möchte ich eher behaupten, daß sein hehrer Geist spontan bestrebt war, sich über die beengenden Geistesgrenzen hinwegzusetzen, als daß er in dieselben herabgleitend gebannt worden wäre. Auch noch so freie Geister finden, abgesehen von seinen kirchlichen Ideen, in seiner Poesie genug des allgemein Schönen, Guten und Erhabenen, um sich daran poetisch zu läutern. — Mickiewicz ist allerdings in unheilvollen Mysticismus verfallen, aber als es geschah, war auch sein poetisches Schaffen bereits abgeschlossen. Der Mysticismus hat nur dasjenige am Dichter verdorben, was er nicht geschaffen hat; seine großen Werke sind frei und rein wie des Thaues erquickende Tropfen. Dieser Thau hat die Nation in den Tagen größter Prüfungen aufrecht zu erhalten verholfen, die falschen mystischen Klänge hallten kaum wider in dem engsten Kreise der Verbannungsgenossen. Man setzt sich bei uns pietätvoll über diese Verirrung unseres Meisters hinweg, man ignorirt sie und kann es mit gutem Gewissen thun, denn sie hat ja nicht einmal auf die gebildete Masse der Nation Einfluß gehabt, geschweige denn einen letalen. —

Dem unbändigen und doch mit mystischen Einflüssen behafteten Slowacki rufen Sie, Geehrter Herr, so zu sagen mit scholastischer Verachtung für seine „wunderliche Spontaneität der Begeisterung" zu: „Umsonst haben haben Aristoteles, Batteux und Lessing, umsonst Dante und Goethe gelebt!" Allerdings, der Mann hat oftmals den hergebrachten Regeln der Kunst gespottet, — doch meine ich, daß auch „Faust" nicht nach Aristoteles geschrieben ist. In den Sphären genialen Schaffens ist eben nicht alles Verirrung, was ihren Schein trägt. Ein Genius kann sich wohl an Hergebrachtes halten, aber ein Zwang existirt für ihn nicht.

Doch halten wir uns an die echten, unstreitigen Verirrungen. Da will ich Sie, Geehrter Herr, darauf verweisen, daß sie soeben in Deutschland auf einem der Poesie verwandten Gebiete ein analoges Vorkommniß durchmachen. Ein unstreitig großer musikalischer Geist ist auf Abwege gerathen und verharrt leider nicht Quietismus wie Mickiewicz gethan, sondern tritt streitbar auf, steuert mit Macht auf ein utopisches Ziel los, daß man sich fragen möchte, haben denn Mozart, Beethoven, Chopin und so viele andere Meister umsonst gelebt? — So groß und gefährlich auch diese Verirrung sein mag, Niemand wird aus ihr den Untergang des deutschen Elementes vorhersagen wollen.

Sie stellen uns ferner, Geehrter Herr, kein günstiges Horoscop aus dem Grunde, weil wir nur eine einzige und zwar sehr kurze Blütheepoche der Poesie gehabt haben, die nun zu Ende ist. Wenn Sie die zahlreichen Poeten und Prosaiker des sechzehnten Jahrhunderts der Ehre entheben, eine Blüthe-Periode der polnischen Literatur gebildet zu haben, so mögen Sie Recht haben; bei uns steht es aber fest, daß gerade jene erste Periode für unsere Nationalität von eminenter Bedeutung war. Sie schuf die polnische Literatur- und Hofsprache und gab den verschiedenen Stämmen der weiten polnischen Republik den inneren Stempel der Einheit und Zusammengehörigkeit. Jener Epoche verdanken wir den Umstand, daß auf Hunderte von Meilen Entfernung bei uns nur eine Sprache geredet und verstanden wird, daß wir keine Dialecte und Jargons kennen.

Die Blütheepoche der Mickiewicz, Slowacki, Krasinski ist zwar wirklich vorüber, doch meine ich, auch in Deutschland hätten die Lessing, Goethe und Schiller schon seit langeher einem Dichtergeschlecht Platz gemacht, welches sich mit jenen Heroen nicht messen kann. Oder ist es etwa in Frankreich, in England, oder anderswo besser? Der hohe Parnaß ist eben verödet, es tummelt sich nur an seinen Vorbergen ein zahlreiches Volk von Epigonen. Der Geist der Völker hat in andere Bahnen eingelenkt, er hat sich von der Poesie ganz besonders abgewendet. Mit zahllosen greifbaren Wandern bringt er die Welt in Staunen: man sieht, man gafft, man begehrt, man schafft und rafft stummen Geistes. Das ist nicht die Zeit der Völkerseher. Erst wenn im wilden Taumel die Welt ihre Kraft erschöpft haben wird, sollen sie wiederkommen und aus dem „modernden Aschenhaufen" den Phönix der Menschheit erwecken. — Das gilt aber allen Völkern und allen Geistern. Wir sind alle so weit, bald nichts mehr von Poesie zu verstehen. Ich glaube, bei uns Polen ist es gerade noch nicht am schlimmsten. Die Epigonenepoche ist bei uns gerade so zahlreich vertreten wie anderwärts. Es blüht auch bei uns, trotz der ungünstigsten Verhältnisse, eine reiche Romanliteratur. Sie kennen ja, Geehrter Herr, den greisen und doch stets unermüdlichen Kraszenzki: Er zählt gewiß zu den fruchtbarsten Geistern Europas. Auch ist er von den Ultramontanen in den Bann gethan und frei von jedem Mysticismus.

Es wundert mich übrigens, Geehrter Herr, daß Sie neben den von Mysticismus behafteten Poeten durchaus diejenigen verschweigen, welche durch diese Epoche mit heiler Haut davongekommen sind und wohl noch vor S. Loszczynicki genannt zu werden verdienen. Dichtet denn der herrliche Vinzenz Pol uns auch ein hippokratisches Gesicht an? Ich meine, er ist eben so erquickend wie Fredro. Hat doch sein „Lied von unserem Lande", ein Unicum in seiner Art, mehrere deutsche Uebersetzungen erlebt. Warum zählt er, Syrokomla und so viele Andere nicht mit? Sie haben recht frohe Gesichter! Nach diesen zu urtheilen, werden wir noch recht lange leben, trotz des ungleichen, gigantischen Kampfes, welchen wir um unser Dasein führen müssen.

An den Vorwurf, daß unsere Poeten zu patriotisch, zu national sind, reihen Sie, Geehrter Herr, auch noch den des Mangels an Originalität, nämlich, „daß sie sich allesammt an fremde Vorbilder anlehnen." Nun ja, sie haben Epen, epische Gesänge, Balladen, Romanzen, Sonette gedichtet, Dramen, Komödien geschrieben, gerade wie ihre Vorgänger und Zeitgenossen aller Nationen. Ich glaube, neue Formen sind überhaupt nicht zu schaffen, höchstens mehr oder minder ansprechende Combinationen der Haupttypen. Und was den Inhalt, die Ideen betrifft, so würde

es Ihnen doch wohl schwer fallen, ein Plagiat nachzuweisen. Sonst schöpften ja unsere Dichter ihre Geistesnahrung „lediglich aus dem nationalen Gedanken“ — und wenn sie trotzdem in ihrem Schaffen mit ihresgleichen anderer Nationen in Ideengemeinschaft verblieben, wenn sie sich dem Einflusse classischer sowohl, wie moderner Studien nicht verschlossen, so ist es wohl gerade ein Vorzug und widerlegt vollends die „poetische Bornirtheit“.

Und nun, ehe ich zum Schlusse komme, will ich Sie, Geehrter Herr, bitten, es uns ja nicht übel zu nehmen, wenn wir für unsere Poeten eine „grenzenlose nationale Pietät“ cultiviren. Wir wollen eben in dieser Hinsicht nicht schlechter sein, als andere Nationen. Und da es uns meistens versagt ist, der Cultur unserer großen Männer in jener ostensiblen Weise zu pflegen, wie es anderen freien Nationen vergönnt ist, wird es wohl ganz folgerichtig sein, daß unser Herz übergeht, so wie wir auf dieses Thema zu sprechen kommen. Auch ist es wohl für große Männer anderer Nationen keine Ehrabschneidung, wenn wir uns erdreisten namentlich zu behaupten, wir hätten auch Männer gehabt, deren Standpunkt für unsere Heimath etwa demjenigen entspricht, welchen Goethe, Byron oder Molière bei ihren Nationen eingenommen haben. Dergleichen sind doch wohl erlaubte Mittel zur Erhaltung von Selbstvertrauen, zur Erweckung von nationalem Selbstbewußtsein. Ich für meinen Theil freue mich aufrichtig, wenn Sie, Geehrter Herr, über ihren Olympier Goethe, über den Weimarschen Jupiter schreiben. Jeder vernünftige Pole, dessen seien Sie versichert, verehrt ihn als solchen, und würde es schwerlich zu Stande bringen, in einem Essay über deutsche Dichter, worin er den Standpunkt derselben nur in den allgemeinsten Umrissen darlegt, auch nur eine Zeile der Hervorhebung kleinlicher, menschlicher Nörgeleien einzuräumen, wie sie bekanntlich sogar olympischen Geistern nicht fremd sind. Dergleichen sollten vergessen werden und gehören nicht vor das große Publikum, auch wenn es sich nur um polnische Dichter handelt.

Doch leider müssen wir Polen uns recht viel gefallen lassen. Wir nehmen auch so Manches hin ohne zu mucken, nicht aus jenem „herzlosen après nous le déluge“, sondern weil wir in der Schule des Mißgeschicks „den Abgang vernünftiger Mäßigung“, „das Mißverhältniß zwischen dem Wollen und dem Können“ auszugleichen gelernt haben. Und ich glaube dieser Errungenschaft nicht untreu zu werden, wenn ich Logik und Ethik als Zeugen aufrufe, daß man bei der Beurtheilung eines verunglückten Volkes nicht auf dem absoluten Standpunkte verharren kann. Es steht, glaube ich, nirgends geschrieben, daß jeder Mißgriff, jeder falsche Schritt, die unsererseits gethan worden sind, unbarmherzig an Gut und Leben gestraft werden müssen, während andere Völker sich einen Freibrief erwirkt haben für alle Thaten, auch wenn sie mit Vernunft und Moral im grellsten Widerspruch stehen sollten!

Aber Sie kommen, Geehrter Herr, mit noch einem und zwar geradezu niederschmetternden Argument. Sie meinen, „die Polen, obschon unter den Slaven weitaus am intelligentesten, haben gleichwohl zu wenig selbständiges geschichtliches Dasein entwickelt, zu wenig allgemeine Bildung aufgehäuft.“ Das ist leicht gesagt, um uns herabzukanzeln, aber wo und durch welches Forum sind denn die Maaße geaicht für das „zu wenig“ und für das Rechte? Was man ex post Areopag der Geschichte nennt, wird nur zu leicht gemißbraucht, um grobe Verstöße gegen die Ethik im Völkerleben zu beschönigen. Ich will ja gar nicht behaupten, daß wir Polen in der Geschichte bis jetzt ebensoviel selbständiges Dasein entwickelt, ebensoviel allgemeine Bildung angehäuft haben, wie die großen Culturvölker des westlich von uns gelegenen Europa, doch wäre, ehe man uns ob dieser Unzulänglichkeit das Todesurtheil zurechtlegt, zu erwägen, daß wir in der Cultur überhaupt um mehrere Jahrhunderte jünger sind als jene Völker. Und wohl werden Sie mir einräumen, daß Etappen jahrhundertelanger Arbeit sich nicht überspringen lassen, wie Klassen in der Schule — trotz Amerika und Japan. Man darf es ja bei der jetzigen Machtstellung Deutschlands offen gestehen, daß die Deutschen auf gar manchem Gebiete des Schaffens anderen Völkern bei weitem nachstehen, weil sie eben ihrerseits in der Cultur jünger sind als jene. Und doch fällt es keinem Franzosen, Engländer oder Italiener ein, deßhalb der deutschen Nation den Untergang herauszusyllogisiren.

Es würde mich zu weit führen, vor Ihnen, Geehrter Herr, mit einem Plaidoyer für den Culturstandpunkt unserer Nation aufzutreten. Ich bemerke nur nochmals, daß wir uns zwar durchaus nicht anmaßen, zu behaupten, wir ständen auf dem Standpunkt der großen Culturvölker, aber andererseits haben wir unbedingt ein Recht, mit zu den Culturvölkern gezählt zu werden, wir haben ein Recht zu behaupten, daß man uns brutaler Weise aus der europäischen Völkerfamilie

ausgestoßen hat und nunmehr diese von der Geschichte verdammte Unthat mit unseren Begehungs- und Unterlassungssünden zu beschönigen bestrebt ist.

Thun unsre Dichter unrecht, wenn sie bei dieser Lage der Dinge einen Ton anstimmen, der wenigstens die Hoffnung in dem arg gemißhandelten Volke nicht untergehen läßt? Ist denn überhaupt denkbar, daß sie das Gegentheil thun könnten? Ich glaube kaum, und bin fest überzeugt, daß Goethe und Schiller dieselben Wege gewandelt wären, welche unsere Dichter einschlugen, wenn Deutschland dem nämlichen Mißgeschick verfallen wäre, wie unser Vaterland. Wenn aber „das napoleonische Joch" Goethe nicht zu patriotischen Ergüssen veranlaßte, so kommt das einfach daher, weil das Auge des Olympiers genüglich in ihrer Ohnmacht die plutonischen Mächte würdigte, welche über Europa dahinsausten, und eine ernstliche Gefahr für Freiheit und Unabhängigkeit der Völker nicht bringen konnten. Anderes sahen unsere Seher, und darnach muß man ihr Schaffen würdigen, nicht nach fremdartigen Categorien. Ich fürchte, Geehrter Herr, Ihnen bereits lästig geworden zu sein und breche eiligst ab, jedoch nicht ohne die aufrichtige Bitte an Sie gerichtet zu haben, Sie mögen nicht aufhören, Ihren deutschen Leserkreis mit den Schätzen unserer Literatur bekannt zu machen. Es würde mir zur größten Genugthuung gereichen, wenn ich dabei erfahre, daß Sie diesem meinen bestens gemeinten Schreiben wohlwollend begegnet sind.

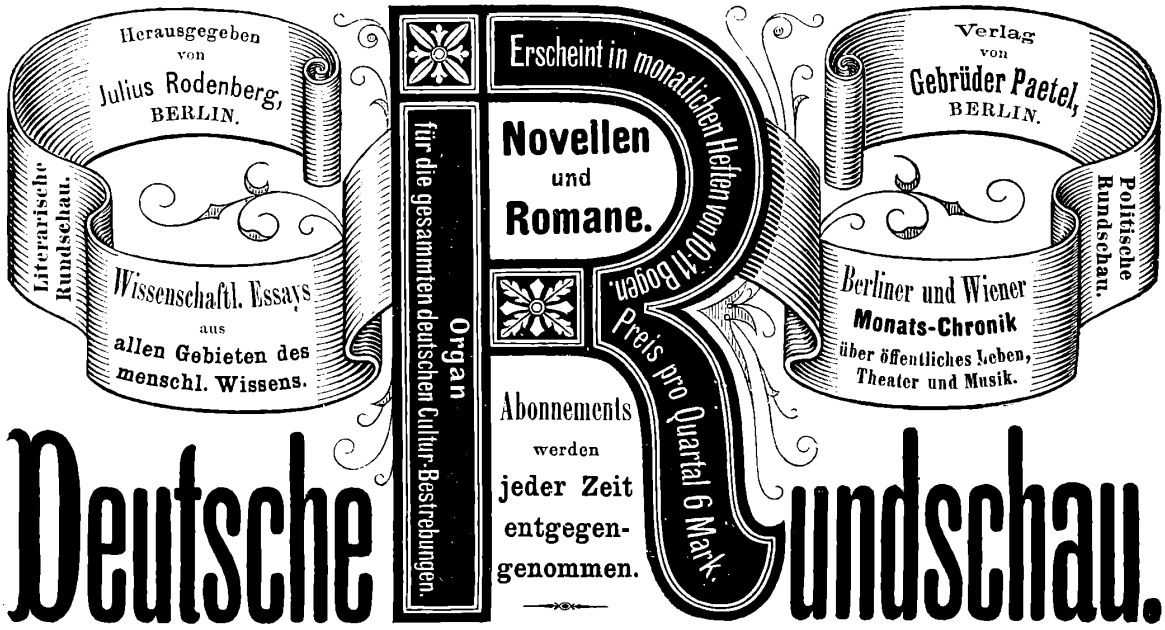
Posen.

Dr. W. Lebinski.

☛ Zur Nachricht. Sendungen und Zuschriften für die **Redaction der „Neuen Monatshefte"** sind an Herrn **Dr. Oscar Blumenthal, Berlin S. W.,** 32 Hallesches Ufer zu richten.

Verlag von Ernst Julius Günther in Leipzig. — Druck von Giesecke & Devrient in Leipzig.
Für die Redaction verantwortlich: Ernst Julius Günther in Leipzig.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Mit einer Beilage von G. Schönfeld's Verlagsbuchhandlung in Dresden.



5] **Dritter Jahrgang. — Auflage 10,000 Exemplare.**

Inhalt des soeben ausgegebenen ersten Heftes:

I. **Theodor Storm,** Aquis submersus. Novelle.

II. **Heinrich von Sybel,** Urkundliches über den Rastadter Gesandtenmord.

III. **E. Zeller,** Der Process Galilei's.

IV. **Wilhelm Lang,** Aus Griechenland. Der Apollontempel zu Bassae.

V. **F. von Meerheimb,** Der amerikanische Bürgerkrieg I.

VI. **Louis Ehlert,** Das Bühnenfestspiel in Bayreuth.

VII. **Friedrich Kreissig,** Oesterreich und Preussen im Befreiungskriege.

VIII. **L. Friedländer,** Populäre Aufsätze aus dem Alterthum.

IX. **S.,** Die Könige der Germanen im Roman.

X. **Robert Zimmermann,** Shelley's entfesselter Prometheus in deutscher Uebersetzung.

XI. **A. B. Meyer,** Die geographische Verbreitung der Thiere.

XII. **J. Winternitz,** Die Vorgeschichte des zweiten österreich.-ungar. Ausgleichs.

XIII. Literarische Neuigkeiten.

Im Verlage von Ernst Julius Günther in Leipzig erschien:

Allerhand
Ungezogenheiten.

Von

Oscar Blumenthal.

Vierte Auflage.

16 Bogen in elegantem Buntdruckumschlag. Preis 3 Mark, elegant geb. 4 Mark 50 Pfennige.

Unter der Devise:

Zürnt, Freunde, nicht, wenn Spötter Euch verlachen! —
Erwidert lächelnd ihren Spott und wißt:
Der Spötter Witz kann Nichts verächtlich machen,
Was selber nicht verächtlich ist! —

hat der Verfasser in dem obigen übermüthigen Büchlein, das er „seinen lieben Gegnern feindschaftlichst" zueignet, seine besten polemischen und satirischen Aufsätze, Aphorismen und Epigramme, gesammelt. In der Abtheilung „Bunte Denkzettel" gibt er einen literarischen Xenienkranz, der allseitiges Aufsehen erregen dürfte.

In meinem Verlag ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Liebe und Weisheit.

Auswahl aus hinterlassenen Schriften

Raphael Hanno's.

Herausgegeben

von

Dr. C. Fortlage

Professor an der Universität Jena.

2 Theile.

1. Theil: Gedichte. 2. Theil: Betrachtungen.

16. broch. Preis jedes Bandes 3 Mark, eleg. geb. 4 Mark.

Jena, October 1876. **Hermann Dufft.**

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig:

Der entfesselte Prometheus.

Eine Dichtung in fünf Gesängen

von

Siegfried Lipiner.

gr. 8. broch. Preis: 4 Mark.

Der Verfasser wendet sich an Alle, denen das grossartige Ringen unseres Zeitalters nach einer neuen Weltanschauung und Lebensgestaltung nicht gleichgiltig ist. Die Dichtung verfolgt den Mythos bis an seine äusserste Consequenz. Nach Jahrtausenden wird Prometheus entfesselt. Er und seine Promethiden, die Kinder der neuen Zeit, schreiten an uns vorüber. Wir sehen sie in ihrem Himmelstürmen, ihrer Entartung, ihrem Grauen vor den Geistern, die sie selbst gerufen, ihrem Zweifeln und Verzweifeln und endlich in ihrer heroischen Selbsterlösung.

Ein neues Werk von Johannes Scherr.

Soeben erschien bei Ernst Julius Günther in Leipzig und ist in jeder Buchhandlung vorräthig:

Größenwahn.

Vier Kapitel aus der Geschichte menschlicher Narrheit.

Mit Zwischensätzen.

Von

Johannes Scherr.

Ein starker Band von 30 Bogen groß 8°.

Preis 7½ Mark; elegant gebunden 9 Mark.

Inhalt:

Präludium. — Mutter Eva. — Jan Bockelson, der Schneiderkönig. — Die Gekreuzigte. Historie einer Heilandin. — Das rothe Quartal.

Zwischensätze: Die Geschichte von Ambrosius Gigax, dem Ordnungsfanatiker. — Die frohe Botschaft aus Emancipazia. — Ein literarischer Dialog.

Jeder Literaturfreund, der dem Verein beitritt, verpflichtet sich zur Zahlung eines Jahresbeitrages von 30 Mark für 7 Bde. à 20—23 Bg. stark.

Auswahl
von 7 Bänden
aus Serie I. und II.
30 Mark.

Die Einzahlung hat, falls nicht Vollzahlung vorgezogen wird, in zwei Raten à 15 Mark zu geschehen. Preis des Einzelbandes 6 Mark.

I. SERIE.
Bodenstedt, F. Nachlass Mirza Schaffy's.
v. Sybel, H. Vorträge.
Osenbrüggen, Ed. Die Schweizer.
Schmidt, Ad. Epochen etc.
Reitlinger, Edm. Freie Blicke.
v. Löher, Fr. Kampf um Paderborn.
Hanslick, Ed. Die moderne Oper.

Allgemeiner
Verein für Deutsche Literatur.
BERLIN,
A. Hofmann & Comp.
W., Kronenstrasse 17.

II. SERIE.
Richter, H. M. Geistesströmungen.
Heyse, P. Giusti, Gedichte.
Bodenstedt, F. Frauencharaktère.
Auerbach, B. Tausend Gedanken.
Gutzkow, K. Rückblicke.
Frenzel, K. Rococo-Studien.
Hoyns, G. Die alte Welt.

Von der **III. Serie** sind bereits in diesem Jahre ausgegeben:
Vambery, H., Sittenbilder aus dem Morgenlande.
Lorm, Hieronymus, Der Naturgenuss. Eine Philosophie der Jahreszeiten.
Büchner, Dr. **Louis,** Aus dem Geistesleben der Thiere.
Der Inhalt der übrigen 4 Bände, welche in Zwischenräumen von 1—1½ Monaten ausgegeben werden, ist:
Lindau, Paul, Alfred de Musset.
Goldbaum, W., Entlegene Culturen.
Reclam, C., Lebenskunst für die gebildeten Stände.
Bodenstedt, Fr., Der Sänger von Schiras, Hafisische Lieder.

Sämmtliche Vereinsbände sind höchst elegant in Leinen gebunden.
Je 7 Bde. kosten 30 M. ord. 24 M. netto.

Protectorat:
Seine Königliche Hoheit
Grossherzog
Karl Alexander
von Weimar,
Seine Königliche Hoheit
Prinz **Georg**
von Preussen.

Beitrittserklärungen nimmt entgegen jede Buchhandlung, sowie das Bureau des Vereins für Deutsche Literatur.
A. Hofmann & Comp.
in Berlin.

Im Verlage von **Ernst Julius Günther** in **Leipzig** erschien und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Cromwell.

Tragödie in fünf Aufzügen
von
E. Wertheimer.

11 Bogen in splendidester Ausstattung. Preis 2 Mark.

Die Geschichte hat wenige Charaktere aufzuweisen, die unsere Aufmerksamkeit so zu fesseln vermögen, als Cromwell, der berühmte Protektor Englands. Der Verfasser stellt seinen Helden dar als einen theils durch Ehrgeiz, theils durch die Macht äusserer Umstände zum Despoten gewordenen Republikaner. Die reiche, wechselvolle Handlung zeichnet sich durch energischen Gang aus; die Sprache ist durchaus den verschiedenen Charakteren und Leidenschaften angemessen. Ohne Phrase, ohne conventionelle Rhetorik ist der Dialog einzig und allein auf echt dramatische Wirkung angelegt. Als besonderer Vorzug dieses Werkes sei noch hervorgehoben, die glänzende Rolle Cromwell's, wie die seiner Tochter Elsbeth, zwei Aufgaben, geeignet das Talent befähigter Schauspieler nach allen Seiten hin zu zeigen.

Im Verlage von **Ernst Julius Günther** in Leipzig erschien soeben:

Vom Hundertsten in's Tausendste.

Skizzen

von

Oscar Blumenthal.

Dritte Auflage.

Preis: Elegant broschirt in Buntdruckumschlag 3 Mark;
elegant gebunden 4 Mark 50 Pfge.

Inhalt:

Ein Neujahrsgedanke.
An der Thürspalte.
Ein gutes Gedicht und eine schlechte Parodie.
Der Tartüffe des Unglaubens.
Literarische Kammerjäger.
Der Notizenbettel.
Kleine Hiebe (Epigramme).

Witz über Witz. — Politische Demimonde. — Den Empfindlichen. — Vom Theater. — Einem Vielschreiber. — Poetenschicksal. — Einem Possendichter. — Ein Briefwechsel mit Karl Braun. — Einem Lyriker. — Verleger-Geständnisse. — Die Trauermode. — Nationalliberal. — Epigonenfluch. — Ein deutscher Bühnenleiter. — Den Erfolgjägern. — Der Weg zum Ruhme.

Der Vormund der Berliner.
Letzte Wünsche.
Aus dem Tagebuch eines Grillenfängers.
Vom Literaturhandel.

Probeblatt einer „Literarischen Börsenzeitung.“ — Leitartikel: „Was wir wollen.“ — Courszettel. — Marktberichte. — Bekanntmachungen. — Firmenregister. — Versicherungswesen. — Anleihen. — Offerten. — Kritisches. — Zollwesen. — Kleine Mittheilungen. — Schlusswort.

Was die Menge belustigt.
Stegreifeinfälle deutscher Dichter.
„Ici, Médor!“
Stossseufzer aus dem Milliardenland.
Liebesgaben im Frieden.
Aus der Kinderstube.

Zur Nachricht!

Von den „Allerhand Ungezogenheiten“ desselben Verfassers ist bereits die vierte Auflage in Vorbereitung, nachdem die ersten drei Auflagen von zusammen sechstausend Exemplaren im Lauf eines Jahres vergriffen worden sind.

Neue Romane

aus dem Verlage

von

Ernst Julius Günther in Leipzig.

Erschienen 1875.

Zu haben in jeder Buchhandlung und Leihbibliothek.

Braddon, M. E., Verbrechen und Liebe. Aus dem Englischen von A. v. Winterfeld. 3 Bände. 10 Mark.

Bulwer, Edward, Kenelm Chillingly. Aus dem Englischen von E. Lehmann. Billige Ausgabe. 3 Bände. 6 Mark.

Byr, Robert, Quatuor. Novellen. 4 Bände. 12 Mark.

Collins, Wilkie, Die Frau in Weiß. Dritte billige Auflage. Preis 3 Mark.

Collins, Wilkie, Ein tiefes Geheimniß. Zweite Auflage. 6 Mark.

Emilie Flygare-Carlén, Schattenbilder. Novellen. 4 Bände. 12 Mark.

Frenzel, Karl, Silvia. Roman in 4 Büchern. 12 Mark.

Heigel, Karl, Neue Novellen. 2 Bände. 5 Mark.

Leben, ein edles, Von der Verfasserin von John Halifax. Zweite Auflage. 1 Band. 4. Mark.

Mels, A., Unsichtbare Mächte. Historischer Roman aus der Gegenwart. Zwei Abtheilungen. 9 Bände. Preis 22 Mark.

Oliva. Von der Verfasserin von John Halifax. 3 Bände. 9 Mark.

Raabe, Wilhelm, Christoph Pechlin. Eine internationale Liebesgeschichte. Zweite billige Ausgabe. 2 Bände. 4 Mark.

Raabe, Wilhelm, Meister Autor, oder die Geschichten vom versunkenen Garten. Zweite billige Ausgabe. 1 Band. 2 Mark.

Sacher-Masoch, Galizische Geschichten. Erster Band. 3 Mark.

Schlägel, Max von, Graf Ketlan der Rebell. Roman aus dem ungarischen Tieflande. 2 Bände. 6 Mark.

Scherr, Johannes, Die Pilger der Wildniß. Histor. Novelle. 2 Bände. 9 Mark.

Scherr, Johannes, Blätter im Winde. 1 Band. 5 Mark.

Schwartz, Sophie, Novellen. Aus dem Schwedischen von E. Jonas. 3 Bände. Preis 9 Mark.

Schwartz, Sophie, Das Mädchen von Korsika. Aus dem Schwedischen von E. Jonas. 1 Band. 4 Mark.

Vacano, E. M., Am Wege aufgelesen. Novelle. 3 Mark.

In meinem Verlage ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Heinrich Keiter,

Versuch einer Theorie des Romans und der Erzählkunst.

Mit einem orientirenden Vorwort
von
F. KREYSSIG.
232 Seiten. Preis Mark 3. — Pf.

☞ Das Vorwort des berühmten Literaturhistorikers und Kritikers ist die beste Empfehlung des höchst zeitgemässen Buches.

Paderborn. **Ferdinand Schöningh.**

Einband-Decken

zu dem ersten bis dritten Bande der

Neuen Monatshefte für Dichtkunst und Kritik,

eleg. in Engl. Leinwand mit stilvollen Arabesken in Gold- und Schwarzdruck, reich verziert, sind zum Preise von 1 Mark 50 Pfge. durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Verlag von **Ernst Julius Günther** in **Leipzig.**

Aus dem Leben eines Taugenichts.

Novelle
von Joseph Freiherrn von Eichendorff.
Elfte Auflage.

Miniatur-Ausgabe. Eleg. geb. in Goldschnitt Preis 3 Mark.

Im Verlage von **Ernst Julius Günther** in **Leipzig** erschien und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Aus dem Leben.

Skizzen
von **Ada Christen.**

1 Band in eleganter Ausstattung.

Inhalt: Käthe's Federhut. — Wie Gretel lügen lernte. — Rahel. — Im Armenhause. — Irrlichter. — Zu spät.

Preis 3 Mark.

Ada Christen, die als lyrische Dichterin so rasch zu einem hervorragenden Ruf gelangt ist, übergiebt hier der Leserwelt einen Band von kurzen Erzählungen, die von so eigenartiger Natur sind, daß sich nur Theodor Storm's beste Novellen damit vergleichen lassen. Mit wenigen Strichen ein festes anschauliches Bild hinzustellen, in sparsamen aber stimmungssatten Worten eine guterfundene Begebenheit eindrucksvoll zu erzählen und jedes einzelne von diesen kleinen Bildern mit einer intensiven Gemüthswärme zu beleben — darin ist Ada Christen Meisterin, und diese Eigenschaften sind es, die ihrem energischen und liebenswürdigen Naturell die vollste Theilnahme der Leserwelt zuführen müssen.

Bulwer's letzter vollständiger Roman!

Im Verlag von **Ernst Julius Günther** in Leipzig erschien in **autorisirter** Uebersetzung:

Kenelm Chillingly.

Roman

von

Edward Bulwer.

Aus dem Englischen von **Emil Lehmann.**

Billige Ausgabe.

3 Bände. Preis 6 Mark.

Das Geschlecht der Zukunft.

Roman

von

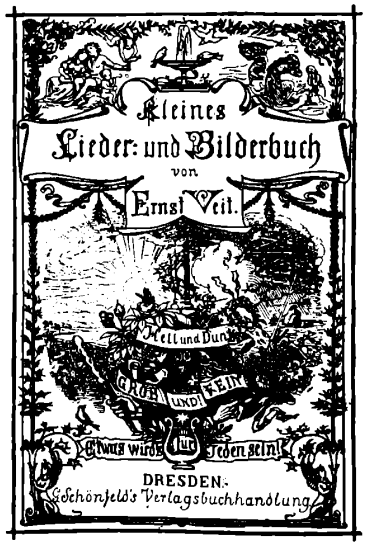
Edward Bulwer.

Aus dem Englischen von **Jenny Piorkowska.**

1 Band. Preis 3 Mark.

Elegantes Festgeschenk.

G. Schönfeld's Verlagsbuchhandlung in Dresden.



Preis: geheftet 2 M. 40 Pf
eleg. gebunden 3 M. 60 Pf.

Im Verlage von **Ernst Julius Günther** in **Leipzig** erschien:

Blätter im Winde.

Von

Johannes Scherr.

Ein Band. 29 Bogen. Preis broschirt 5 Mark, elegant gebunden 7 Mark.

Inhalt:

Offenes Sendschreiben an Zachäus Zirbeldrüse. — Aus Elysion (Briefe eines Elysionärs). — Lucrezia Borgia. — Der letzte Sonnensohn. — Monsieur Thiers. — Sealsfield-Postl. — Die deutsche Dichterin.

Die Gekreuzigte

oder

Das Passionsspiel von Wildisbuch.

Von **Johannes Scherr.**

Zweite Auflage.

Preis broschirt 3 Mark, elegant gebunden 4 Mark.

Im Verlag von **Ernst Julius Günther** in **Leipzig** erschien:

Gedichte.

Von **Joseph Freiherrn von Eichendorff.**

Neunte Auflage.

Miniatur-Ausgabe. Elegant gebunden in Goldschnitt. Preis 6 Mark.

Das
„Berliner Tageblatt"
erscheint **täglich** des Morgens, mit Ausnahme Montags, und ist durch die Expedition **Jerusalemerstr. 48.** sowie durch alle Zeitungs-Spediteure und Post-Anstalten des Reiches zu beziehen.
Redaction: **Jerusalemerstr. 48.**

Der Abonnements-Preis
beträgt inclusive der Donnerstag-Beilage: Der **„Ulk"** und **„Sonntagsblatt"** vierteljährlich 5 Mrk. 25 Pf. incl. Botenlohn, monatl. 1 Mrk. 75 Pf.; durch die Post bezogen 5 Mrk. 25 Pf pr. Quartal.
Inserate
pr. Petit-Zeile 40 Pf.

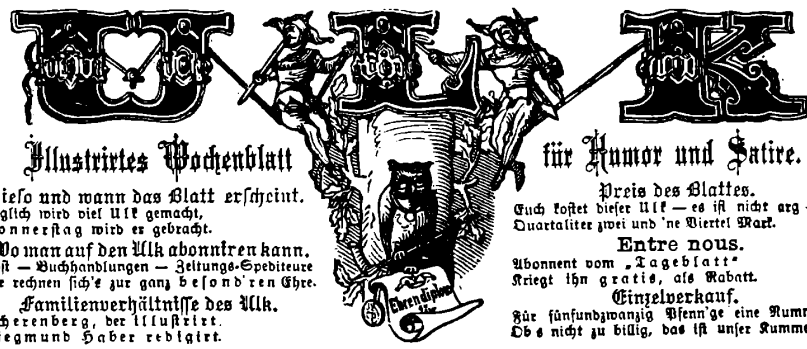
Berliner Tageblatt.

Die großen Erfolge, welche das **„Berliner Tageblatt"** in so rapider Weise wie kein zweites Blatt in Deutschland erzielt hat, sprechen am deutlichsten für die Gediegenheit des Inhalts. Dasselbe ist nunmehr

Deutschlands gelesenste und verbreitetste Zeitung.

Je größer der Leserkreis einer Zeitung, umsomehr ist dieselbe verpflichtet, und zugleich in der Lage, den weitgehendsten Ansprüchen des Publicums zu genügen. Diesen Standpunkt hat das **„Berliner Tageblatt"** durch die außerordentliche **Reichhaltigkeit** seines Inhalts, bei leicht übersichtlicher Gruppirung, stets gewahrt.

Das illustrirte humoristisch-satirische Wochenblatt:



hat durch seinen frischen, ungekünstelten Humor, durch die drastische Schlagfertigkeit seines Witzes und durch die meisterhaften **Illustrationen** von **H. Scherenberg** eine große Popularität und Beliebtheit sich zu erwerben gewußt.

Die feuilletonistische Beilage:

redigirt von **Dr. Oscar Blumenthal**, enthält Novelletten, interessante Artikel aus allen Gebieten, Reise- und Culturbilder, Biographien, Humoresken, Mittheilungen aus Hauswirthschaft und Gewerbe, Miscellen 2c.

Im täglichen **Feuilleton** des **„Berliner Tageblatt"** erscheinen **Original-Romane** und **Novellen** berühmter Schriftsteller. Ueberhaupt wird diesem Unterhaltungstheile des Blattes die größte Sorgfalt gewidmet und nur der gediegendste und werthvollste Lesestoff ausgewählt.

Abonnements auf das **„Berliner Tageblatt"** nebst der Feuilleton-Beilage **„Sonntagsblatt"** und dem humoristisch-satirischen Wochenblatt **„Ulk"** nehmen alle Postämter pro Quartal entgegen, zum Preise von

nur 5 Mark 25 Pfge. = $1\frac{3}{4}$ Thlr.

für alle drei Blätter zusammen.

Mit der rapiden Zunahme des Leserkreises hat der Umfang des **Inseratentheils** gleichen Schritt gehalten und bietet derselbe ein reiches Bild des sich in öffentlichen Anzeigen abspiegelnden Geschäfts- und Verkehrs-Lebens. Der Insertionspreis von **40 Pfge.** pr. Zeile (Arbeitsmarkt 30 Pfg.) ist im Verhältniß zu der großen Verbreitung von

38,000 Exemplaren

wie solche **keine zweite deutsche Zeitung** besitzt, ein sehr billiger zu nennen.

Die Expedition des „Berliner Tageblatt"
48. Jerusalemerstraße 48.

Bei **Ernst Julius Günther** in **Leipzig** erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Die Schweine.

Ein Gedicht

von Hans Herrig.

1 Band in eleganter Ausstattung. Preis 2 Mark.

Die Schweine sind ein humoristisches Gedicht, in welchem sich die ganze moderne Weltauffassung spiegelt. Der Dichter führt uns zuerst auf ein vom Sturm gepacktes Kulischiff und zeigt uns an einem drastischen Beispiel den Kampf ums Dasein als Gesetz des Lebens. Nur zwei Schweine werden von dem untergehenden Fahrzeuge gerettet und an ein einsam im Meere liegendes paradiesisches Eiland verschlagen. Hier gedeihen sie und mehren sich: in kleinem Rahmen entwickelt sich ein Bild der Geschichte, wie es die neueste Wissenschaft der Menschheit prophezeit. Die Kräfte der Natur werden aufgebraucht und der Tod tritt an Stelle des Lebens.

Aus dieser pessimistischen Stimmung befreit uns der Dichter jedoch zum Schluß, indem er uns die weltüberwindende Macht des idealen Gedanken an einem Manne zeigt, der elend ist wie kein Andrer, dem Letzten eines untergegangenen Volkes.

Das Gedicht, reich an Gedanken, an glänzenden Naturschilderungen und satyrischen Excursen wird den Leser ebenso sehr unterhalten, wie in jeder Beziehung anregen.

Im Verlage von **Ernst Julius Günther** in Leipzig erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Beethoven's Leben.

Von

LUDWIG NOHL.

3 starke Bände. Preis 30 Mark; eleg. in 4 Ganzleinwandbde. geb. 34 M.

Dieses auf der breitesten Basis angelegte Werk, die Frucht eines mehr als fünfzehnjährigen Schaffens, kann mit vollem Recht die erste wirkliche Biographie Beethovens genannt werden.

Der Herr Verfasser hat keine Mühe und Opfer gescheut, um — oft aus den weitesten Fernen — das erforderliche Material herbeizuschaffen. **Quellenmässig** und **erschöpfend** zugleich steht hier ein wirkliches mit begeisterter Hingebung und Liebe gezeichnetes Bild Beethoven's vor uns, **neu** durch die Fülle bisher ungekannter Thatsachen, **wahr** und **getreu** durch die überzeugende Darstellung des inneren Zusammenhanges zwischen den äusseren Lebensumständen und dem Schaffen des grossen Meisters.

☞ **Das Werk kann auch nach und nach in 30 Lieferungen à 1 Mark bezogen werden.**

Im Verlag von **Ernst Julius Günther** in Leipzig erschien:

Für alle Wagen- und Menschen-Klassen.

Plaudereien von Station zu Station.

von

Oscar Blumenthal.

3 Bändchen von 7—8 Bogen in illustrirtem Buntdruckumschlag.

Preis pro Band Mark 1. —.

Ueber dies Buch sind **Witz** und **Laune** verschwenderisch ausgegossen. „Die Montagszeitung" nennt es „einen bunten **Baedeker durch die weite Republik des Witzes**", und fügt hinzu „die **drei Klassen des lustigen Trains sind mit Humor und Geist bis auf den letzten Platz gefüllt.**"

Soeben erschien in der Buchhandlung von **Otto Schulze** in Leipzig:

Die Gedichte

Friedrich von Schillers.

(Band I. der Werke).

439 Seiten im Format der Elzevire auf holländ. Papiere. Mit Ornament-Vignetten, Fleurons etc.

Preis 4 Mark. Gebundenes Exempl. 9 Mark.

Zeitschrift zur Verbreitung naturwissensch. und geograph. Kenntnisse.

Allgemein verständliche naturwissensch. Abhandlungen aus der Feder anerkannter Fachmänner.

Mittheilungen über alle wichtigen neuen Entdeckungen auf allen Gebieten der Naturwissenschaft.

Auch für 1876 erscheint und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes zu beziehen: [67

Gaea.

Natur und Leben.

Zeitschrift

zur Verbreitung naturwissenschaftlicher und geographischer Kenntnisse, sowie der Fortschritte auf dem Gebiete der gesammten Naturwissenschaften.

Herausgegeben von **Dr. Hermann J. Klein.**

1876. Zwölfter Jahrgang. **1876.**

(in 12 Monatsheften à 1 Mark.)

Fast **alle hervorragenden deutschen Blätter** bringen von Zeit zu Zeit warme Empfehlungen dieser Zeitschrift. So schreiben u. A. die **Hamburger Nachrichten** in ihrer Nr. vom 4. Februar 1876:

Die Zeitschrift **„Gaea" Natur und Leben,** hat in diesem Jahre ihren zwölften Jahrgang begonnen. Sie erscheint bei E. H. Mayer in Köln und Leipzig und wird unter Mitwirkung einer Menge von vorzüglichen Gelehrten der Naturwissenschaft herausgegeben von Dr. **Hermann J. Klein.** Der beginnende Jahrgang legt uns die Verpflichtung auf, die schon oft ausgesprochene Empfehlung der Zeitschrift heute zu wiederholen und ihr das früher nachgesagte Gute als noch bestehend nachzurühmen. Das wird kaum nöthig sein bei den der Pflege der Naturwissenschaften sich zuwendenden Kreisen, denen die Arbeiten in der „Gaea" als willkommene und beachtenswerthe Anregungen erschienen, aber die Freunde der genannten, unser ganzes Leben, Sinn und Denken umgestaltenden Wissenschaft mehren sich von Tag zu Tag und unter ihnen wird Mancher ohne die Kenntniß der Zeitschrift sein, die alle Fortschritte, alle Resultate der neuesten Forschungen und selbstständige Untersuchungen in ihren Spalten enthält. Die Führung des Blattes schon gibt die Bürgschaft von der Bedeutung des Inhalts; sie ist dem Dr. Hermann J. Klein übertragen, einer Autorität in den Naturwissenschaften, dessen inhaltsvolle eigene Schriften hier schon oft der Gegenstand rühmender Anzeigen wurden. Das erste Heft des neuen Jahrgangs enthält: Riels Untersuchungen über das Sonnen- und Siriusjahr der Ramessiden, von J. Klein; Neues über die Sonne; Ueber Erdbeben von Rud. Falb; Der Bernstein im nordwestlichen Deutschland, von L. Häpke; Die neueste Entdeckungsreise von Ernest Giles in Australien, von H. Greffrath; Die Braunkohlenschätze des Vorgebirges zwischen Köln und Bonn, von Prof. Mohr; Psychische Seuchen von A. Völkel; Astronomischer Kalender für April 1876; Wandernde Bisons; Neue naturwissenschaftliche Beobachtungen und Entdeckungen.

Die „Gaea" erscheint (vom 10. Bande ab) in 12 Heften à 1 Mark, welche regelmäßig monatlich erscheinen, so daß 12 Hefte einen Band bilden. Einbanddecken werden zu 80 Pfg. geliefert.

Köln und Leipzig. **Eduard Heinrich Mayer.**

Jährlich erscheinen 12 Hefte zum Preise von 1 Mark pro Heft.

Leipzig,
Druck von Gieſecke & Devrient.